Vaterfreude.

Vorspiel von W. A. Iffland,

bey der

Vermählungsfeyer

Karls,

Erbprinzen zu Leiningen ꝛc. ꝛc.

mit

Sophie,

Gräfinn zu Reuß-Plauen ꝛc. ꝛc.

aufgeführt

auf der Fürstl. Leiningschen Gesellschafts-Bühne zu Dürkheim.

1787.

Heidelberg,

zu finden in der Pfählerischen Buchhandlung.

Personen.

Walter, ein Pachter.

Karl, Walters Sohn.

Sophie, seine Frau.

August, } Landleute; seine Freunde.
Ferdinand, }

Konrad, in Walters Diensten.

Ein Notarius.

Eine Bäurinn, } aus dem Ort.
Ein Bauer, }

Bauern und Bäurinnen.

Sächsische
Landesbibliothek
29. JUNI 1973
Dresden

Erſter Auftritt.

(Waldige Gegend. Hinten ſieht man die ländliche Wohnung eines Pachters; ſie iſt mit Blumenketten behangen. An den Bäumen ſteht Feldgeräth mit Blumen und Bändern umwunden; an der Seite iſt eine Raſenbank.)

Walter.

(ruft das Feldgeräthe zurecht)

Ueberall nichts mehr zu thun! — Hier auch nicht? — Nun ſo kann ich ruhen, und meine Kinder erwarten. (Er ſetzt ſich auf die Raſenbank.) Hier ſaß ich oft bey ſchönem Abendroth — ſah auf meine kleine Wohnung — alles war gut — aber ich konnte mich ihrer nicht freuen. Heute ſieht das liebe Haus noch einmal ſo freundlich aus den grünen Bäumen hervor — denn ich werde die darinn finden — die meinen Karl durchs Leben geleitet! — Gute, liebe, junge Frau: fromme Wünſche haben dich mir zur Tochter erbeten, und Segen aller Herzen wird dir entgegen kommen, wo du unter uns biſt! — In

allem, was ich hier um mich her sehe, ist Eintracht, Liebe und Ruhe. Still und sanft schleicht der Bach im Thal herunter; herrliche Saaten wallen die lange Flur hinab und wieder heran — in allem finde ich das Bild von meinen Kindern! Mit ihrem freudigen Gesang singt die Lerche das Danklied des Vaters! Steige so hoch in den blauen Himmel, bis ich dich aus dem Gesicht verliere! — O meine Kinder! Mein Sohn, und du meine Tochter — — ich kann nicht mehr hier ausdauern — ich muß hinauf in das Haus so weit ich kann, zu sehen, ob meine Kinder kommen! (Er geht in das Haus.)

Zweiter Auftritt.

Ferdinand und hernach August.

(von verschiedenen Seiten)

Ferdinand.

So still? — Niemand hier? — Wie geht das zu?

August.

Grüß euch Gott, Ferdinand!

Ferdinand.

Wie — August! Seyd ihrs? In 8 Jahren haben wir uns nicht gesehen!

Auguſt.

Zehn Tage hin — zehn Jahre hin: ſo bleibt das Herz! — Hier biete ich euch die alte Hand!

Ferdinand.

(ſchlägt ein) Daſſelbe Herz!

Auguſt.

Treue Freundſchaft! Von allen guten Menſchen erneuert, da unſer lieber lieber Karl wieder kommt!

Ferdinand.

Und wieder gefeyert, ſo oft der gute Großvater einen neugebornen Enkel auf ſeine Arme heben wird!

Beyde

(ſich umarmend) Treue Freundſchaft!

Ferdinand.

Wollt ihr hier ausruhen, bis jemand kömmt?

Auguſt.

Ich bedarf das nicht! — Berg und Thal bin ich geſtiegen, und weiß es nicht, ſo kurz kam mir der ganze Weg vor. Der Tag iſt friſch und fruchtbar; Felder und Bäume — alles ſieht mir aus, wie Feyertag!

Ferdinand.

Seht, die Menſchen ſind gut, und wir lieben ſie — nun meynen wir eben, Wald und Feld und Menſchen müßten ſich mit freuen, wenn es ihnen wohl geht. Das iſt denn aber auch ein Vorrecht eines guten Hausvaters, wenn er mit den Seinigen einen feſtlichen Tag lebt, daß es auch ein Feyertag für alle gute Menſchen iſt!

Auguſt.

Und ſo kommt einem das Gute immer wieder zu Hofe, weil es ſo — gleichſam — ſeinen Lohn in ſich ſelbſt hat.

Ferdinand.

Da habt ihr mächtig recht. Solcher Lohn hat eine Kraft in ſich; eine Kraft — ich weiß ſie nicht zu nennen — an allem, was gute Menſchen thun, ſpürt man ſie — aber am Alter am allermeiſten!

Auguſt.

Ja wohl! So oft ich unſern lieben Walter anſehe — noch ſo kräftig — mit einem friſchen Gedächtniß — ſo heiter unter jüngern Leuten — ſo denke ich immer, ſeine Jugend muß brav geweſen ſeyn; darum lohnt ihm Gott ſo mit einem kräftigen Alter.

Ferdinand.

Und wird es ihm in Segen verherrlichen! Walter liebt seine Kinder väterlich; war stets arbeitsam ihr Gut zu verbessern. Wort ist ihm heilig; und er ist freundlich gegen die Armuth. — An diesem Stamm ist der Sohn hinauf gewachsen, und Gott wird uns seine herrliche Blüthe, unter dieses Stammes Schutz, erhalten.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Walter.

Walter.

Willkommen! willkommen, ihr lieben Leute!

August.

Sieh da —

Ferdinand.

Ich dank euch, Vater!

Walter.

Ihr seyd schon lange hier allein gewesen?

Ferdinand.

Nicht so sehr — —

August.

Doch wundert es uns, Vater, euer Haus so leer zu finden?

Walter.

Sie ſind fort, Groß und Klein — an alle Ecken unſers Gütchens haben ſie ſich vertheilt, zu ſehen, ob meine Kinder kommen. Geht, ſagte ich; geht! — Gottlob! daß meine Kinder euch ſo lieb ſind! Ich will indeß eurer Geſchäfte hier warten.

Auguſt.

Wie iſt denn das? — Wir wollen euch Glück wünſchen, daß ihr den Tag erlebt — aber ihr ſeyd nicht munter —

Ferdinand.

Gar nicht, wie ein Hochzeitsvater ſeyn ſoll!

Walter.

Freunde! ich bin, was ein Vater ſeyn ſoll: voll Hofnung und — ſorgſamer Liebe für meine Kinder.

Auguſt.

Ich meyne ſo, die Sorgſamkeit merkte man euch mehr an, wie die Hofnung.

Walter.

Sie gehen beyde zu gleichen Theilen. Mein einziger Sohn iſt nun herangewachſen, und ſo — daß ich euch ſagen kann — ſein Herz iſt guter Menſchen Liebe werth.

Ferdinand und Auguſt.

(zugleich und mit Wärme) Das wiſſen wir!

Walter.

Mein Herz ſehnt ſich darnach, den Jüngling Vater werden zu ſehen. Jedermann, jedes Gerücht von allen Orten, prieß ein ſchönes Mädchen aus fernem Lande. Er hat gewählt — ſie beſitzt ſein Herz — es iſt geſchehen! Dafür danke ich Gott! Sie wird eine gute Frau — dann ſie war eine gehorſame Tochter!

Ferdinand.

Und dieſe neue Tochter erwartet ihr nun in euren Armen?

Walter.

(innig) Sie zu ſegnen! Voll Zuverſicht auf die Zukunft, will ich ſie an mein Herz drücken! Wenn denn nun aber doch eine Thräne mir ins Auge kommen möchte — ach ſo iſt es die Thräne der zärtlichen Sorgſamkeit. Lieben Leute! die können nur Väter recht begreifen.

Ferdinand.

Das glaube ich euch, guter Walter!

Walter.

Es war noch grauer Morgen, ſo ſahe ich ſchon über das ſtille Land hinaus, und betete für meine Kinder! Die Sonne ſtrahlte eben nur über die fernen Bergſpitzen: ſo gieng ich ſchon auf dem Wege, den ſie kommen werden. Langſam wandelte ich ſo vor mich hin durch das Feld; alles war ſtill! Die ganze Zukunft meiner Kinder lag vor mir — (erhebend) Da ſah ich nichts ſträfliches! Keinen Leichtſinn ihrer Herzen, der Unglück herbey ziehen könnte!

Auguſt.

Eben darum ſolltet ihr frölich ſeyn!

Walter.

Ach! Iſt denn ein Ungemach noch ſo fern, das dem Vater nicht nahe dünkte! Was fürchtete ich nicht alles für meine Kinder! Sie waren nicht da — ſie ahndeten mich nicht — ſie umarmten ſich — ſie waren ſich genug — zogen fort im Jubel ihrer Freunde; und da gieng der alte Vater einſam hin und trauerte um Uebel, die einſt die Kinder treffen könnten.

Auguſt.

Nein! Nimmer wird das geſchehen!

Ferdinand.

(mit Wärme) Nimmermehr!

Walter.

Dachte ich an meiner Kinder Herz, ſo beruhigte mich dieſe Bürgſchaft; dann glaubte ich ſie aber doch vom Schickſal bedroht, und weinte herzlich.

Auguſt.

(ſehr gerührt) Guter Mann!

Walter.

Alles war ſtill — der Morgenwind fuhr über die Landſchaft — der Thau tröpfelte herab — und ich weinte herzlich!

Ferdinand. Walter! Auguſt. Lieber Freund! (ſie nehmen ſeine Hand)

Walter.

Ach! um die trüben Stunden ſeiner Kinder, die er nicht erlebt, hat ein guter Vater die Thränen ſchon voraus geweint. Dieſe ſchmerzliche Sehnſucht — ich möchte nicht leben, wenn ich ſie nie gefühlt hätte!

Auguſt.

Traun! ſie hat euch herrliche Früchte getragen!

Walter.

(rasch) Das nehmt ihr mir aus dem Herzen! Denn wie ich nun so weiter gieng, dachte ich zurück, an die Jugend meiner Kinder, an ihre Liebe, ihren Gehorsam, an ihre Sorge um mich —— ich trocknete meine Augen, es war mir besser. Die Sonne stand nun schon höher am Himmel, und das Land umher ward rege von arbeitsamen Menschen.

Ferdinand.

Habt ihr nicht unter ihnen manchen zufriedenen Vater gesehen?

Walter.

Ja! und mir ward immer besser und besser ums Herz. Alle diese Menschen grüßten mich freundlicher wie sonst — sie drückten mir die Hand — sie wünschten mir Glück. — Sie sprachen von der Zeit, wie ich durch meinen Sohn Großvater seyn würde — da stand ich — machte mir Vorwürfe über meine Thränen — sah auf den Weg, den meine Kinder kommen sollen — dann an den Himmel — konnte nicht sprechen — meine Lippen zitterten ein freudiges Gebet; ich dankte Gott, der meinen Karl mir erhalten hat!

August.

(mit besonderm Nachdruck) Wie die Menge so an euch vorbeygezogen ist ins Feld — Ach — da müßt ihr manchen gefunden haben, dessen Thränen euer Sohn getrocknet, dessen Last er mitgetragen hat.

Walter.

(in hoher Freude) Ja! ja! — und mit ihrem freudigen Morgengruß, stand manche gute Handlung meines Sohnes vor mir da — Segen und Ruhe kam in mein Herz.

Ferdinand.

Gottlob!

Walter.

Sie segneten meinen Sohn, sie sprachen mit Freudenthränen von meiner Tochter — dann eilten sie mit ihrer Arbeit, meine Kinder zu empfangen — Liebe und Segen für Vater und Kinder giengen von Mund zu Mund —! Nun dachte ich, so muß es dann dem Paare gut gehen, das den Segen kindlicher Treue und guter Handlungen in der Ehe einander entgegen bringt! und ich ward stark und muthig wie ein Jüngling!

Ferdinand.

Es geht ihnen wahrhaftig gut!

Auguſt.

(raſch aufeinander) Eure guten Tage werden erſt anfangen.

Walter.

Alles war lebendig — die Sonne leuchtete über die reiche Landſchaft — die Kleinen wanden Blumenkränze für meine neue Tochter — unter frommem Geſang glänzten die Sicheln der Alten — junge Weiber und Männer banden Garben bey frohen Liedern — Freude ſcholl von unſern guten Nachbarn herüber — o da war ich froh, ſtark und muthig, wie ein Jüngling!

Ferdinand.

Warum ſeyd ihr nicht gleich auf die Höhe gegangen, euren Kindern entgegen?

Walter.

Das that ich — aber ich ſah ſie nicht kommen. Nun eilte ich hieher — ſchickte alles aus dem Hauſe fort, ihnen entgegen. Ich wollte hier noch vielerley thun; was meinen Kindern Freude machen kann, darf nur ihr Vater thun, meinte ich — aber die Liebe der guten Leute war mir überall zuvorgekommen.

Ferdinand.

Das glaube ich.

Walter.

Ich bin ſo geſchäftig geweſen — ich habe alles von ſeinem Orte weg — und wieder hingeſtellt — ich muß wirklich noch ſo vieles thun, und kann mich doch nicht beſinnen, was? Unten aus dem Hauſe bin ich oben hinaufgegangen — und von da wieder zurücke — ich bin überall geweſen — habe an alles gedacht — und fand überall nichts mehr zu thun. Ich zürnte, daß man mir nichts übrig gelaſſen hatte — weinte vor Freuden, daß mein Sohn und meine Tochter ſo geliebt ſind — ſah ihnen entgegen — wartete, ſehnte, bekümmerte mich, und fühle ſo, in Angſt, Hofnung, Thränen, Sehnſucht und Freude — die Seligkeit, daß ich Vater bin! (er fällt im Uebermaaß der Freude in ihre Umarmungen.)

Auguſt.

Kommt! ihnen entgegen!

Ferdinand.

Keinen Augenblick müßt ihr —

(indem ſie gehen, ſpricht der Notarius:)

Vierter Auftritt.

Vorige. Der Notarius.

Notarius.

Ergebner Diener, Herr Walter.

Walter.

Ey, ſieh da! der Herr Notarius? Willkommen!

Notarius.

Ich danke. Guten Morgen, ihr Herren! — Gute Freunde, nicht wahr?

Auguſt.

Wir wiſſen keine beſſern!

Walter.

Herzlich willkommen! Aber —

Notarius.

Was mich herführt? — Gleich der Antheil meines Herzens aus alter Bekanntſchaft, erſtens —

Walter.

Das iſt brav!

Notarius.

Und eben dieſer langen Bekanntſchaft wegen, Ihnen meine freundſchaftliche Dienſte anzubieten, zweytens.

Walter.

Dienſte? Freunde! ſeyd fröhlich — ſo dient ihr uns heut!

Auguſt.

Auguſt.

Das iſt dem Herzen hier ſo leicht!

Notarius.

Schön! herrlich! — aber denn doch — bey dergleichen Gelegenheiten, die Verbriefungen, die Verſicherungen —

Walter.

So? darum —

Notarius.

Ja, auch darum komme ich. Ich erbiete mich das Inſtrument aufzuſetzen —

Walter.

Was? Ich ſoll ein Inſtrument geben, daß ich meine Kinder liebe?

Notarius.

Nicht ſo: allein wegen möglichem Falle, die Beſitzung, die Vertheilung —

Walter.

Beſitzung — Vertheilung! Meinen Kindern gehört mein Herz ganz.

Auguſt.

Das wollen eben die Inſtrumente nicht haben!

Notarius.

Ihr guten Menſchen! Es iſt alſo Ernſt, Herr Walter, wir machen kein —

Walter.

Ob das mein Ernſt iſt? Alles gehört uns ganz. Halm und Waſſer, Leiden und Freuden, Herz und Dach!

Notarius.

Ihr rührt mich zu Thränen!

Walter.

Das iſt nicht gut. Iſt denn —

Notarius.

Ah, dieſe ſeltene Denkungsart —

Walter.

Iſt denn Naturrecht ein verfallenes Heiligthum unter den Menſchen worden?

Notarius.

Leider — beynahe!

Walter.

Iſt das? O was bin ich für ein reicher Vater! Nein daran darbe ich nicht! und dieſen verborgenen Segen, wird Gott in uns erhalten. Ehrt die Rechte der Natur — folgt dem Zug der Liebe: ſo bedürft ihr keiner Geſetze.

Notarius.

Möge dieſe Seelen-Eintracht ſtets unter euch wohnen! Nein, keine Güter-Vertheilung, wo die Herzen ſo ungetheilt ſind! aber ein Zeugniß laßt mich aufſetzen: daß Vater und Sohn ſich nicht trennen wollten, daß Vater und Sohn ihre Trennung für gemeinſchaftliches Unglück anſehen. Legt dies Zeugniß zu dem, was euch das Koſtbarſte iſt, und wünſcht euren Nachkommen nichts Beſſeres!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Konrad, Jakob, und mehrere Bauern.

Konrad.

Gott gebe euch einen frölichen Tag, Vater Walter!

Jakob.

Euch und euren Kindern!

Walter.

Ich danke euch, lieben Leute!

Konrad.

Ihr kennt mich wohl — und die hier mit mir gekommen sind. Wir arbeiten in eurem Gute. Sie haben mir aufgegeben, etwas mit Euch zu reden.

Walter.

Sprecht, mein guter Konrad!

Konrad.

Ich soll Euch sagen — daß wir alle, die mit Euch dienen, alt und jung — Euch und Euren Sohn — und was zu Eurem Hause gehört — von Herzen lieben — und — daß — habt Geduld, lieber Herr! und laßt derweile meine Thränen sprechen —

Walter.

Ihr ehrlichen Leute! —

August.

Da geht das Herz vor den Worten! — Wir sind schon Freunde.

Konrad.

Seht, Vater — Ihr habt viel an uns gethan. Das haben wir denn immer mit dankbarem Gemüth erkannt. Aber wenn wir Eure Arbeit anſahen — dachten wir immer — ſo herrliche Früchte — ſo viele Früchte — und nur zwey, denen ſie gedeihen! Dabey ward es uns bange ums Herz für Euch — und für unſere Kinder. Nun zieht die gute junge Frau herein, die ſoll Euch ſanft pflegen, Vater! und Euer Sohn geht nun nicht mehr allein unter uns. Das macht uns froh von Grund der Seele!

Walter.

Gott ſegne Euch — alle die es redlich meynen, mit mir und meinen Kindern!

Konrad.

Nun bitten wir Euch, nehmt ein Geſchenk von uns an. — Es iſt wenig — aber wir dachten uns viel Gutes dabey.

(Sie tragen einen groſen Fruchtkorb, mit allem, was die Jahrszeit hat, reich und maleriſch gefüllt, in die Laube auf die Raſenbank.)

Dieſe Früchte ſind alle in Eurem Gute, auf unſern Feldern gewachſen. Ihr vergönnt uns, daß wir ihrer wohl pflegen und warten können — darum

lieben wir Euch kindlich. Ihr ſorgt, daß wir ſie in Ehre und Gerechtigkeit ſammeln, das werdet Ihr wieder finden. Ihr haltet uns, daß wir übrig haben, den Freund damit zu erfriſchen, daß wir mit dem Leidenden theilen können — dafür ſegne Euch Gott! Euch und Euer Haus!

Alle.

Gott ſegne Euch und Euer Haus!

Walter.

Kinder, ſchont mein Herz!

Konrad.

Die Freudenthräne macht Adlers jung!

Auguſt.

Seht Vater, die ſchönen herrlichen Früchte da [illegible], und denkt nun — daß ihr nichts umſonſt gethan habt!

Konrad.

Denkt, daß heute neue Hofnung über Euer Thun und Weſen leuchtet, über Euer ganzes Haus! Sagt Euren Kindern — daß, wo der Boden ſolche Früchte trägt, und in den Menſchen ſolche Herzen

ſchlagen — man nichts bedarf, um glücklich zu ſeyn, als den ehrlichen Vorſatz!

Sechster Auftritt.

Die, Vorigen. Bauern und Bäurinnen, mit Muſik, Blumenkränzen und Blumenketten. Hernach Karl und Sophie.

Erſter Bauer.

Vater! Sie kommen! —

Walter.

Meine Kinder!

Auguſt.

Schon da?

Ferdinand.

Wo?

Notarius.

Laßt uns gehen!

Zweyter Bauer.

Da ſind ſie! —

Karl und Sophie

(von der Menge umgeben. Sie fallen in ihres Vaters Arme) Mein Vater!

Walter.

Kinder!

Karl.

Hier bringe ich deine Tochter in deine Arme. Mit ihr tritt der Segen einer guten Mutter in unser Haus.

Walter.

Aus den Armen der Liebe empfange ich die Freude meines Alters! Meine Tochter! O du unser aller Hofnung! — alles Heil guter Ehen ſchwebe über deinem Haupt!

Sophie.

Vater meines Karls! Mein Vater iſt nicht mehr — freudig ſieht ſein Geiſt auf mich herab, denn in dir finde ich ihn wieder! Nimm meine kindliche Liebe, laß alle deine Sorgen in meinem Herzen ruhen, gewähre mir die Pflege deiner Jahre: ſo wollen wir, von deiner Hand geleitet, mein Karl und du und ich, vereinigt durch das Leben gehen!

Walter.

Meine Sophie! habe ich vom Himmel Lohn verdient — ſo finde ich ihn in dir. O Gott! — ſieh

auf das Gebet eines guten Vaters — ſegne die Tage meiner Tochter — daß lange hinaus ihre Enkel rufen mögen — es lebe unſere Sophie!

Alle.

Es lebe unſere Sophie!

Walter.

Kinder! Freunde! Mein Segen über euch, und Fülle der Wonne über alle, die uns dieſen Augenblick gewünſcht haben.

Eine Bäurinn.

Liebe junge Frau! Ich heiße dich herzlich willkommen im Namen aller Mütter und Töchter. Du haſt deine Heimat verlaſſen, dein Haus und deine Geſpielinnen. — Sieh! wir wollen mit dir ſcherzen und arbeiten. Hätteſt du Kummer, ſo wollen wir in deine Thränen weinen: aber deiner ſchönen Tage werden viele ſeyn unter uns; und mit jeder Morgenſonne wirſt du uns lieber begrüßen, und unſere Fluren. Lange durchwandle ſie mit deinem Geliebten, und brich jede Blume, die unſre Herzen dir bieten.

Sophie.

Ich bringe Euch allen ein offenes warmes Herz; es iſt euer! und jedes Antheil will ich mit Liebe bewahren.

Die Bäurinn.

Und du — guter deutſcher Jüngling! Nimm dieſen Kranz von deiner erſten Erzieherinn! Nimm ihn und meine Freudenthränen, du haſt ſie verdient. Du warſt gut in deinen Knabenſpielen, du biſt auch gut, als Mann! Alle Sorge um deine zarte Blüte iſt mir jetzt reichlich belohnt, da ein gutes holdes Weib an deiner Seite ſteht. So oft du dieſen Kranz anſiehſt — denk an deine gute Pflegerinn; denk, daß jeder Augenblick der deiner Blüte drohte, ihr Herz zerriß — darum ſind unter den Roſen — Blümlein Vergiß mein nicht!!!

Karl.

Die erſte Tugend, die ihr mich lieb gewinnen ließet, war Erkenntlichkeit!

Ein Bauer.

Lieber junger Mann — hier ſtehe ich an der Spitze eurer zurückgelaſſenen Freunde. Naſſe Augen könnten für unſere Herzen ſprechen — ihr kennt uns!

Aber laßt euch und der holden Frau, unsere fromme Wünsche in einem Bilde darstellen. Das war auch so die Weise unserer guten Vorfahren, weil es jedem Alter im Gedächtniß bleibt. (Er nimmt aus dem Zirkel hinter sich jemand einen Weinstock ab.) Seht diesen Weinstock an; er ist schlank und hoffnungsvoll, wie ihr selbst seyd. Fährt ein Sturm auf ihn herab, so neigt sich die Frucht zur Erde, aber treulich neigt der Stamm sich nach zu seiner Frucht. Nach sanftem Regen schmiegt die Ranke sich wieder fester um den Stamm. Breite Blätter schützen die Frucht vor giftigem Thau, und nichts kann, Stamm und Ranke trennen — — ach! so sey eure Ehe! Was auch Menschen begegnen kann — vereinige euch fester und fester! Wohin ihr in unsers lieben Vater Walters Güter geht, so findet ihr dies gesegnete Bild, und es wird Euch an Eure süße Pflicht und das heiße Gebet der Redlichen erinnern.

Karl

(nimmt den Weinstock) Deine Hand, Sophie! (Sie geben sich die Hände, daß der Weinstock in der Mitte ist) Ja, meine Freunde, wir geloben euch — nichts kann uns trennen! Was Menschen trennt — soll uns fester vereinigen. Deinen Segen, mein Vater, über dies fromme Gelübde!

Walter.

Segen über dieſe Ehe, meine Kinder!

Alle.

Segen über dieſe Ehe!

(Der Vater umarmt ſie; und indem ſie in der Gruppe ſtehen, nimmt der Bauer Karls Hand, die Bäurinn Sophiens Hand, und ſingen mit Chor:)

Ach lieb Euch treu und bieder!
Dies Feſt kehr Euch oft wieder!
Liebt Euch ſanft und zärtlich,
Liebt Euch wahr und herzlich!

Walter.

Laſſt mich — o laſſt mich noch lange ſo ſtehen, meine Kinder! Ich werde wieder jung in Euren Armen! — Dieſen Weinſtock will ich wieder ſetzen; — wenn ihr ihn je trauren lieſet? — Ach! ſo würden die Thränen guter Seelen Euch hart fallen! (Er legt ihn auf den Fruchtkorb) Seht da den Reichthum dieſer Landſchaft — dies alles beſitzt ihr — ſchuldloſen Sinn, erhalte euch Gott! Liebe der Herzen kommt euch entgegen — ihr athmet reine Bergluft — laſſt immer einfache Sitte euch umgeben: ſo ſeyd ihr beneidenswerthe Menſchen!

Karl.

Einfache Sitte! Weib meines Herzens, dies ſey der Bürge unſeres Hausglückes.

Sophie.

Der Wahlſpruch meiner Liebe!

Karl.

Meine Freunde! Ihr alle, die ihr mich liebt — manche eurer Empfindungen kannte ich noch nicht. Ich bin Gatte — — was ich hoffe — was ihr mit mir hofft! kettet uns noch treuer aneinander.

Alle.

(indem Einige eine lange Blumenkette bringen, und dem Brautpaar die Mitte zu faſſen geben:)

Es lebe Karl und Sophie!

Karl

(giebt ſeinem Vater die Mitte der Blumenkette) Da — nimm! Vater, Menſchenfreund! du unſer aller Vater! (er nimmt ſie) und von dir aus (nun faßt ſie ſchnell ein jeder, ſo daß ſie mit der Kette in einem Zirkel ſtehen) gehe das Band der wechſelſeitigen

Liebe zu uns allen — (an beyden Seiten ſind noch lange Enden leer; bey folgenden Worten:) zu jeder guten Seele! (werfen die Letzten welche anfaſſen, die Enden der Blumenkette ſanft ins Parterre.)

Schluß-Chor.

So biſt du da — du Tag voll Freudenthränen,
Den unſer Vater ſchon ſo oft
Vom Traum gerührt, mit langen Sehnen
Zur Wirklichkeit, von Gott erhoft!
Wir rufen laut — Heil uns! Sophie! verſchwunden
Iſt der leere Traum. Ach Gott!
Sie hier von Herzen die umwunden,
Die nichts mehr ſcheidet — nicht der Todt!

Ende.

Die

Verbrüderung

ein Schauſpiel in einem Aufzuge

bei der

Jubelfeier

der fünfzigjährigen väterlichen Regierung

Karl Theodors.

Für

die Mannheimer Bühne geſchrieben

von

Iffland.

Mannheim, 1793.

Karl Theodor!

Kurfürſt zu Pfalz-Baiern

dem

Gütigen, Weiſen, dem Menſchenfreund

dem

Vater des Vaterlandes

gewiedmet

von

dem Verfaſſer.

Personen.

Geheimerath von Saalburg.
Die Geheimeräthin.
Ernſt von Saalburg, Hauptmann
Ludwig von Saalburg
Henriette von Saalburg
} deren Kinder.
Juſtizrath von Brandenſtein.
Kaufmann Roſing.
Zimmermann Thal.
Georg Weſter,
Fridrich Stein,
Jacob Schmidt,
} Bauern.

(Eine Landgegend vor einem kleinen Städtchen, zu beiden Seiten Gebüsch, auf der linken ein Bauernhaus.)

Erſter Auftritt.

Georg Weſter, hernach Fridrich Stein.

Georg Weſter

(Tritt heraus, ſtellt ſich vor ſein Haus hin, und betrachtet es. Er iſt in Gedanken vertieft.)

Fridrich Stein

(kommt dazu.)

Guten Morgen Nachbar!

Georg

(ohne ſich umzuſehen.) Ich danke euch!

Fridrich.

Nun! was macht ihr da? Ihr ſehet in einem weg euer Haus an.—

Georg.

Das thue ich — und — — bei meiner Treue, ich kann es nicht genug betrachten.

Fridrich.

Warum das?

Georg.

Ich freue mich, daß es noch so da steht.

Fridrich.

Es ist doch auch so alt noch nicht.

Georg.

Das wohl nicht, aber daß es noch mein ist, Nachbar, daß mein Weib und meine Kinder es nicht haben verlassen müßen — das freut mich.

Fridrich

(nachsinnend.) Warum hätten sie denn auch das sollen?

Georg.

Warum? — Wie das große Wasser über das Land kam, meine Früchte wegschwemmte, mein Vieh ertrinken mußte, und die kleine Hütte da — bis an das Dach herauf in Wasser stand — — —

Fridrich

(mit lebhafter Erinnerung.) Ja — das war ein hartes Jahr?

Georg.

Damals dachte ich — „es ist aus mit uns„ Alles war verloren, Aussaat, Feldgeräth, das Haus hatte viel gelitten. Wer hätte mir darauf geben können, daß wir mit frischem Muth an die Arbeit hätten gehen kunen?

Fridrich

(zukt die Achseln.) Ja wohl!

Georg.

Wir ſahen uns an, und weinten, keiner wußte, wo er anfangen, oder wie das aufhören würde. Wir waren arme Leute! (mit Erhebung des Gefühls in Einfachheit) Da half mir Gott, durch einen guten Mann — durch einen ſo herzguten Mann, an den ich nicht denken kann, ohne daß mir es wohl im Herzen iſt!

Fridrich.

Ihr meint doch —

Georg.

Unſern guten Landesherrn, unſern Freund und Vater!

Fridrich

(reicht ihm die Hand.) Das iſt er.

Georg.

Er hat nicht gewartet, bis wir mit Frau und Kindern uns vor ihm hingeworfen haben. Er hat das Elend gehört, und bei ſich gedacht: „Du biſt „Vater der Unglüklichen. Ihre Abgaben ſind ein „Erſparniß, daß ſie bei dir, als ihrem beſten „Freunde hinterlegt haben. Gieb! hilf! rette!„

Fridrich.

Da ließ er uns Ausſaat geben und Geld, daß unſre Häuſer uns wieder aufnehmen konnten.

Georg.

Wo die Noth groß war, wußte seine Rechte nicht, was die Linke gegeben hatte. Wer weniger gelitten hatte, durfte sich Zeit nehmen, wieder zu geben — so sind wir erhalten von dem guten Hausvater, auf den wir hinsehen in Kummer und Noth.

Fridrich

(mit Wärme) Glaubt mir, ich habe es nicht vergessen.

Georg.

Manchmal, wenn ich Abends heim komme, und ich höre erzählen von den Armen, denen unsre gute Mutter geholfen, die sie gerettet hat: so gehe ich noch heraus, hier auf den Plaz — sehe mein Häuschen mit Wohlgefallen an, und wünsche unserer guten Herrschaft alles, was nur gut ist, weil sie auch mir mein Häuschen erhalten hat. Heute aber — heute ist eine Zeit, die jedem Redlichen im Lande ein hohes Fest ist. Ich habe meinen besten Rok angezogen. Mein Weib und meine Kinder auch. Wer heute nicht froh sein will — der hat ein böses Gewissen.

Fridrich.

Nein, von ganzer Seele wollen wir fröhlich seyn.

Georg

(mit fröhlichem Ungestüm) Ich habe alle meine Leute um mich her versammlet. Ich habe ihnen

vorgeſtellt, was unſer guter Herr fünfzig Jahre lang für uns gethan hat. Wir haben es ſo zu Herzen genommen, daß wir laut riefen: — „ Gott „ ſoll Ihn erhalten bei dem Werke, das Er in Segen „ für uns geführt hat! „ — — Dann gieng ich heraus. Als ihr gekommen ſeid, dachte ich eben: — „ Da ſtehſt du, liebes Haus, worinn ich gehoh„ ren, und von meinem Vater geſegnet bin. Ich „ habe dich nicht an Wucherer verpfänden müßen. „

Fridrich.

Ja, laß uns Gott danken, daß wir einen Herrn haben, dem es in ſeinem großen veſten Hauſe nicht wohl iſt, wenn er weiß, daß unſre arme, kleine Hütten nicht veſt ſtehen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Jacob Schmidt.

Jacob Schmidt.

Nun ihr Leute, wollt ihr nicht auch an die Kirche kommen? Wir ſind den ganzen Morgen ſchon beiſammen, und rathſchlagen, wie wir es heute halten wollen.

Georg.

Ich habe es anders vor.

Jacob.

Anders? — Ei denkt doch, es iſt ſchon der Mühe werth, wenn ein Hausvater fünfzig Jahre

lebt. Und uns iſt es ſo wohl worden, daß unſer Vater fünfzig Jahre für uns ſchon geſorgt hat.

Georg.

Gott wird ihn erhalten in Kraft, denn er iſt von ihm zufrieden, und wir ſind es auch.

Fridrich.

Das ſind wir, und wir habens Urſach! Wenn er nur auch von uns zufrieden ſein kann? der gute Herr!

Jacob.

Nachbar, es iſt drum wahr, Niemand ſollte es vergeſſen, wir ſollten es einander oft errinnern, daß es doch ein ſchweres Amt iſt, für ſo viele Leute zu ſorgen! So vielerlei Sinne auf einem Wege zu führen, und dabei Ordnung, und Recht, und Frieden zu erhalten!

Fridrich.

Für wahr, das iſt ſchwer, und nicht Jedermanns Sache!

Jacob.

Denn nehmt nur — alle wollen haben, und nicht alle wollen arbeiten.

Georg.

Wer nicht das kriegt, was er will, der grollt über Unrecht. Hat einer zehen Aeker erworben: ſo iſt der wider ihn, der nur dreie hat. Wenn es nicht geht, wie er es will, der ſucht die Schuld

nach oben zu. Es wird geſprochen, geklügelt, nach Geld und Gut gegeizt, aber der friſche Muth auf Gott, die raſche Arbeit — fehlt!

Fridrich.

Die die meiſten Fehler haben — ſuchen die Fehler am meiſten, ſie vergeſſen, daß alles menſchliche Thun ein unvollkommen Stück Arbeit iſt, ſie halten die auf die ihres Pfads ruhig fortgehen wollen, bringen Unrecht und Verwirrung in alles Verkehr — und machen einem guten Herrn das Leben ſauer.

Jacob.

So ein großer Herr, wenn er auf ſein Sorgenbett ſich niederlegt, welchen Lohn hat er, als daß er denken kann: — „ ich habe geſorgt, gedacht „ und gewacht; wo ein Heerd raucht in meinem „ Lande, weiß man mir das Dank, und hat mich „ lieb darum! „

Georg.

Ja warlich, wenn unſerm guten Herrn den Lohn Jemand verkümmern wollte? Ich bin nicht ehrenwerth, er ſollte ſehen, daß er es mit einem Volk zu thun hätte, das ein deutſches Herz in der Bruſt trägt, und Treue heilig hält.

Dritter Auftritt.

Vorige. Justizrath von Brandenstein.

Justizrath.

Guten Morgen, lieben Leute. Wollt ihr wohl mich zurecht weisen —

Georg.

Zurecht weisen?

Jacob.

Ja — (er lächelt) das ist so eine Sache; die Leute wissens einem selten Dank, Herr!

Justizrath.

Das mag seyn, aber hier ist die Rede nur vom nächsten Wege nach dem Schloße des Geheimerath von Saalburg. Ich will ihn besuchen. — Der Morgen ist schön, ich ließ meinen Wagen zurück, und gieng über den Wiesengrund, und bin so hieher in eine Gegend vor dem Städtchen gekommen, wo ich mich nicht nach dem Schloße finde. Welches ist nun der nächste Weg dahin?

Fridrich.

Dorthinum, Herr, dann rechts — wenn er auf die Höhe kömmt, sieht er es vor sich liegen.

Justizrath.

Ich danke euch, ihr Leute! (er will gehen)

Georg.

Wir haben eben hier noch ſo ein Geſchäft —

Juſtizrath.

Ohne Umſtände —

Jacob.

(ſchnell) Jedes Kind zeigt Ihnen das Schloß. Wir gehen alle gern dahin.

Juſtizrath.

Wirklich? (er kommt zurück) geht ihr gern dahin?

Friedrich.

Alle. Bürger und Bauern, wie wir hier herum ſind!

Juſtizrath.

Wie gern höre ich das von euch; denn ich liebe Herrn von Saalburg.

Georg.

Wer hätte ihn denn auch nicht lieb?

Jacob.

Er ſorgt für uns —

Georg.

Ja ja, das thut er.

Friedrich.

Das iſt ein Mann. Als voriges Jahr die böſen Fieber umgiengen, hat er uns gelernt, wie wir dagegen thun ſollten!

Georg.

Hat Arzeneien hergegeben —

Jacob.

Nachgesehen, ob wir auch alles recht machten, so —

Fridrich.

Daß wir gar keinen Doktor nöthig hatten.

Georg.

Wollen wir bauen, so fragen wir ihn um Rath. Haben wir Uneinigkeit, so gleicht er sie aus.

Fridrich.

Mit einem Worte, er stellt hier bei uns unsern guten Landesherrn vor. Weil es denn doch nicht möglich ist, daß der liebe Herr überall seyn kann, so ist es recht gut, daß es ihrer giebt, die viel um ihn sind, und sehen, wie er uns geführt, gehalten und geliebt haben will.

Georg.

Ja, so ein Edelmann ist Herr von Saalburg. Bei meiner Treue, da muß ein Jeder sagen: „der „ist was mehr als wir „ und Jeder sagt es gern.

Justizrath.

Wenn aber nun Herr von Saalburg nicht der gute Mann, der brave Edelmann wäre, der er ist, und sein soll, so würdet ihr denken —

Jacob.

Hm! wir Bauern ſind auch nicht alle, was wir ſein ſollten —

Juſtizrath.

Und wenn einſt Herr von Saalburgs Sohn nicht wird, wie ſein Vater iſt; ſo müßtet ihr gleichwohl ſagen: „er hat mehr als wir.

Georg.

Dann iſt es ſeines Vaters Segen noch: der geht in allen Ständen von dem Vater auf die Kinder! hätte er mehr, als er verdient, ſo wird das einmal ſeinen Sohn treiben, daß er es wieder verdiene — und wenn auch nicht den — doch den nächſten nach dieſem. Es muß ein Stand ſeyn, der bei dem Herrn die Unterthanen vertritt, und bei den Unterthanen den Herrn vorſtellt. Der Stand muß Ehre haben, und Würde und Mittel, daß er heben kann, wo es denen zu ſchwer wird, die arbeiten.

Juſtizrath.

Glaubt ihr das?

Georg.

Bei meiner Treu, Herr! es iſt mir noch niemals in den Sinn gekommen, um ein Schloß, oder einen Zug Pferde Jemand zu beneiden. Unſre Väter haben es ſo gehalten, das waren wackere Männer, die auf Ehre hielten, und Dinge zuwege gebracht

haben, wovon man heutiges Tages beinahe nur noch reden hört.

Justizrath.

Ich danke dem Zufall, der mich zu euch geführt hat. Ihr guten Leute! möge euer Gradsinn nie verfälscht werden. (er geht ab)

Vierter Auftritt.

Vorig ohne Justizrath.

Jacob.

Was will er damit sagen?

Fridrich.

Womit?

Jacob.

Mit dem „ verfälscht werden „ ?

Georg.

Ich denke so — gleichnißweise zu reden — er meint, daß wenn Jemand käme, der uns weiß machen wolle, es wäre gut für uns, wenn wir auf unsre Eichbäume Pfirschen pfropfen wollten, — daß wir den hingehen heißen, wo dergleichen gut thut!

Fridrich.

Das soll geschehen, darauf verlaßt euch.

Jacob.

Nun gehabt euch wohl.

Georg.

Geht mit zum gnädigen Herrn.

Jacob.

Was wollt ihr da?

Georg.

Ihn bitten, daß er dem guten Landesvater melde, wie wir hier zu Lande von ihm denken.

Fridrich.

Ja, das wollen wir! alle zuſammen.

Georg.

Wir ſind wohl freilich nicht die Leute, die ſchöne Worte aufbringen können, aber wir ſezen für unſern Kurfürſten, und die Kurfürſtin alles daran, was wir ſind und haben — und wenn unſer Leben dazu muß — Glükauf! ſo ſoll die Welt erfahren, daß an Treue und Liebe für ſein Fürſtenhaus — der Pfälzer keinem Volke auf Erden weichen will. (Sie gehen ab)

Fünfter Auftritt.

(Bei dem Geheimerath von Saalburg.)

(Ein engliſcher Garten. Im Hintergrunde ſteht in einer Rundung von Fichten auf einer runden Säule eine Antique-Büſte.)

Frau von Saalburg. Henriette.

Fr. v. Saalburg.

(ſieht ſich um) Auch hier iſt dein Vater nicht? Er wird uns zuvorgekommen ſeyn.

Henriette.

Dann iſt der Augenblik der Ueberraſchung für uns verloren.

Fr. v. Saalburg.

Haſt du ihn heute ſchon geſprochen?

Henriette.

Er war ſo heiter, ſo wohlwollend als er zu mir kam.

Fr. v. Saalburg.

Wie der Mann, der ſein Tagewerk mit Bewußtſeyn überſehen kann.

Henriette.

Das kann er ja immer, aber ſeine Freude hatte ſo was erhabenes auf alle ſeine Züge verbreitet, daß ich gerührt war, wenn ich ihn anſah.

Sechster Auftritt.

Vorige. Geheimerath v. Saalburg.

Geheimerath.

Amalie — ich danke dir von ganzem Herzen.

Fr. v. Saalburg.

Wofür lieber Mann?

Geheimerath.

Und auch dir, meine Tochter! — ich bin innig zufrieden von der Feier, womit ihr die ſchöne Zeit begeht, die wir jezt leben.

Fr. v. Saalburg.

Ich dachte dich hinzuführen, wo unſre Gäſte ſind — du biſt mir zuvorgekommen.

Geheimerath.

Ich that einen Gang in den Garten, und ſann darüber nach, wie wir das Feſt, was alle Menſchen fröhlich macht, ſo begehen wollten, daß alle daran Theil haben könnten. Ich ſah in der Natur umher, und kein Vorwurf trübte meine Empfindung, fleißige, wohlhabende Bürger, gutgehaltne Bauren, beruhigte Unglückliche — oder — wo Hilfe nicht möglich war, Bruderſinn, der immer doch um etwas die Laſt leichter macht, Menſchlichkeit gegen den Gefallenen — das wollte unſer edelmüthiger Kurfürſt, als er die Leitung dieſer Menſchen mir anvertraute — und der Blik über dieſes geſegnete Land ſagt es, daß ſein Wille erfüllt iſt!

Fr. v. Saalburg.

Wohlſtand und Frohſinn eines Volkes reden laut für das Herz ſeines Beherrſchers.

Geheimerath.

Ich war davon, von allen Empfindungen für das geliebte Fürſtenpaar ſo durchdrungen, daß ich mit ſchnellen Schritten weiter gieng, auf einmal — mir unbewußt — ſtand ich vor unſerer Malerei —

Henriette.

Haben ſie geſehen —

Geheimerath.

Ja, ihr guten Seelen, ich habe gesehen, und — empfunden. Eine Reihe dürftiger Menschen von euch gekleidet, genährt, und mit einer Gabe für die nächste Zukunft, beschenkt. Eine Reihe armer Unglücklicher, die durch euch ihre Leiden vergessen, und mit froher Stimme, Leben, Segen und Frieden für Theodor und Elisabeth wünschen konnten.

Fr. v. Saalburg.

Diese stille Feier ist das reine Opfer unserer Herzen.

Geheimerath.

Eine edle Nachahmung der großen Frau, die im Stillen so manchen Kummer lindert. Immer wird ihr Andenken dem Lande ehrwürdig seyn, ihr Beispiel schöne Seelen vollenden.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ludwig von Saalburg. Justizrath von Brandenstein mit Ernst von Saalburg.

Ludwig.

Herr von Brandenstein, mein Vater —

Justizrath

(mit Ernst v. Saalburg.)

Geheimerath.

(geht ihm entgegen) Sein Sie mir herzlich willkommen an diesem Tage, edler Mann!

Juſtizrath.

Frau von Saalburg, wie glüklich ſind Sie?

Fr. v. Saalburg

(mit Wärme) Ich bin es.

Juſtizrath.

Ich habe mit ihren Bauern geſprochen. Sie lieben den theuern Mann, als ihren Freund und Vater. Glükliche Menſchen, wie beneidenswerth ſind ihre Tage!

Geheimerath.

Herr von Brandenſtein — meine Kinder! laſſt mich eine Rechenſchaft ablegen, wonach mein Herz ſich ſehnt. — Süß iſt es, in des Fürſten Namen ~~zu leiten, zu beglücken, was er liebt. Edel iſt der~~ Beruf unſers Standes, Kenntniſſe zu ſammlen, und entwickeln zu können, die das Volk beglücken. Aufopferungen zu machen, nicht ſich, nicht Gut und Haabe, nicht Sohn und Freund zu ſehen — ſondern Recht und Vaterland. So nur für den Staat zu leben, und zu denken. Ehrenvoll iſt der Stand, der Ruhe, Wohl und Leben — für das allgemeine Wohl hinzugeben, durch Jahrhunderte von dem Vater auf den Sohn verpflichtet iſt, So betrachte ich ihn — ſo habe ich die Vorrechte genoſſen, die ihn auszeichnen und lohnen.

Juſtizrath.

Das haben Sie!

Fr. v. Saalburg.

Und darum biſt du mir ſo werth.

Geheimerath.

Eine treue Gattinn, war Mutter ihrer Kinder im ganzen Sinne des Wortes. Weiſe Haushälterinn mit Vorzügen jeder Art. — Nun meine Kinder, laßt mich zu euch ein Wort ſagen, daß nie verloren gehe. Ludwig! das Recht — den Schaz der Unglüklichen wird einſt dein Fürſt deinen Händen anvertrauen. Sohn! wanke nie, ſtehe unerſchüttert. Ehrwürdig ſei dir dein Stand, als ein Heiligthum hoher Pflichten. Sprich das Recht, ſei kühn für den Unglüklichen. Wäre es möglich, daß jemals dein Wort für den Bedrängten dir das Leben koſten könnte — ſo ſprich es — und höre auf zu leben.

Ludwig.

Ja, mein Vater!

Geheimerath.

Ernſt — du trägſt den Degen deines Herrn. Sieh ihn mit Ehrfurcht an. Es iſt nicht das Schwerd des Eroberers, das in den friedlichen Fluren der Unſchuld blizt — vor dem Greiſe niederfallen, und für den Säugling jammernd flehen. Es iſt das Schwerd, das Achtung gebietet für

Recht, Ordnung und Eigenthum. Müßteſt du es einſt auf deines Fürſten Wort brauchen; ſo ſey eingedenk, daß in dem Stahl der geliebte Name eingegraben iſt — ein Name — der bis jezt ſeinem Volke der wohlthätige Engel des Friedens war — dieß erhebe dich im gerechten Kampfe für ihn und dein Vaterland, zum Sieger und zum Rächer —. Mit dieſem Degen — ſei brav — oder geh verloren!

Ernſt

(hebt den Degen gegen das Herz und faßt ihn veſt) Es ſei ſo!

Geheimerath.

Henriette, bleibe wahr, ſanft, wohlthätig, und ſieh jedes andere Vorrecht als einen ſtärkeren Aufruf zu ſchweren Pflichten an. Umarmt mich, meine Kinder. (ſie umarmen ſich) Die Jubelfeier unſers guten Herrn ſei der Denkſtein, der euch immerdar an die herzliche Bitte eures Vaters erinnere.

Juſtizrath.

Zu welchem herzlichen Augenblike bin ich gekommen!

Geheimerath.

Möge heut jeder Hausvater in unſerm glüklichen Staat, die Seinen an das erinnern, was ſie dem Vaterlande, dem Fürſten, und der Tugend ſchuldig ſind. Möge ihrer keiner vergeſſen: „was Karl

„ Theodor wollte, war immer ſeine beſte Ueber-
„ zeugung. Milde und Gerechtigkeit ſein Wille.
„ Des Landes Wohlſtand, der Frieden — ſind ſeine
„ Bürgen! „

Achter Auftritt.

Perige. Kaufmann Roſing und Zimmermann Thal.

Roſing.

Sie nehmen es nicht ungütig auf, gnädiger Herr, daß wir Ihnen hieher gefolgt ſind.

Geheimerath.

Wackere Bürger, gute Männer, Sie ſind mir werth und willkommen zu allen Zeiten.

Thal.

Sehen Sie, gnädiger Herr, der Bürgerſtand iſt unſerm gnädigſten Kurfürſten für ſo manche väterliche Sorge dankbar, Er hat ſo viel für uns gethan — das möchten wir gern erkennen.

Geheimerath.

In dieſem redlichen Willen ſieht ſich Karl Theodor gelohnt.

Roſing.

Er hat unſere Gewerbe erleichtert, emporgebracht. Künſte und Wiſſenſchaften hat Er ſo großmüthig erwekt, belohnt, geehrt; daß wir Ehre im Ausland

und Erwerb daheim davon hatten. Das macht seinen Namen in die spätesten Zeiten hinaus — unvergeßlich! aber die Nachwelt soll Ihn nicht lohnen — Er muß es sehen und empfinden, daß Ihm sein Volk mit Liebe und Treue anhängt.

Thal.

Darum bitten wir Sie, gnädiger Herr! lassen Sie uns und die Unsrigen vor Ihren Augen hier fröhlich sein! lassen Sie uns hier zu Liebe und Treue uns vereinigen; es soll kein Geheimniß sein, daß die guten Bürger dieser Stadt an ihrem Fürsten von ganzer Seele hängen. Es soll zu jedem Herzen gehen; und wenn eines sich verirrt hätte; so wollen wir ihm unsere Hand hinreichen, und sprechen: „ Fünfzig Jahre lieben uns Karl Theodor, und „Elisabeth Auguste — Gott erhalte sie bei uns!„ Sehen Sie, gnädiger Herr! dann wird das ganze Volk aufstehen und sagen: „ Gott erhalte Karl Theodor, und Elisabeth Auguste! „

Rosing.

In dem Augenblicke, wo der Ruf an den Himmel schallt — haben wir einen Bund gemacht, für Tugend und Ordnung, der unüberwindlich ist!

Geheimerath

(reicht ihnen die Hand.) Lassen Sie meine Thränen antworten, wie ehrwürdig sie mir sind — Geh,

mein Sohn, führe Jedermann zu mir, den ſein Herz zu einem Zwecke hier mit uns vereinigen will.

(Ernſt und Ludwig gehen.)

Neunter Auftritt.

Vorige, ohne dieſe beide.

Thal.

Sie werden ſchon noch finden, daß wir dieſen Segenstag gut angewendet haben.

Roſing.

Es blieb nicht bei unſern Wünſchen. Wir haben unter dürftige Miteinwohner ausgetheilt, was wir vermogten, ...

Fr. v. Saalburg.

Mitleid und Wohlthätigkeit war immer das Kennzeichen unſerer Bürger.

Geheimerath.

Segen über jeden, der heut eine Thräne troknet. Vergeltung für jeden Waſſertrunk, der heut gereicht wird.

Zehnter Auftritt.

(Vorige. Ludwig v. Saalburg mit Georg Weſtet, Fridrich Stein, Jacob Schmidt mehreren Bauern, Bäuerinnen und Kindern. Erſtere mit leichtem Feldgeräth, leztere mit Kränzen und Blumenkörben.)

Ludwig.

Nur hieher, lieben Leute —

Geheimerath.

Ja, meine Freunde! und ſehr gern geſehen ſeid ihr.

Georg.

Da ſind wir alle zuſammen Jedes mit ſeinem Ehrenzeichen, mit dem Arbeitsgeräth, was uns Brod bringt, Geſundheit und Zufriedenheit. Das müßen wir heut führen, denn unſer gnädiger Kurfürſt macht es ja ſo, daß wir es in Frieden führen können, Jahr aus, Jahr ein.

Fridrich.

Da habe ich geſagt, wir wollen es mit hernehmen, pflanzen es in den Boden, und tanzen frohlich umher.

Georg.

Die jungen Leute mögen ihre Kränze darauf legen, und ihre Bänder. Das iſt denn ſchlecht und recht eine Ehrenpforte von uns Landleuten, zum

Dank, daß er unſre Aecker und Hütten in Frieden erhalten will. Fangt an ihr Leute!

(Die jungen Leute ſtecken mehrere Rechen gegeneinander über, unterher Schaufeln und Hacken, dann werfen ſie ihre Blumenketten oben darüber.)

Geheimerath.

Rührende Einfachheit! Wohl uns Allen — und Dank dir, guter Vater Theodor, daß wir dieſe Geräthe noch ohne Schmerz betrachten können.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Ernſt,

(dem mehrere Bürger und Bürgerinnen folgen. Zwei Kinder tragen die Büſte des Kurfürſten.)

Ernſt.

Hier finden ſie die große Familie guter Unterthanen.

Fr. v. Saalburg.

Immer näher, wir können heute nicht gedrängt genug ſein.

Roſing.

Laſſen Sie uns das Bildniß unſers Vaters hier errichten.

Roſing und Thal

(treten zurük. Die Knaben mit der Büſte in ihrer Mitte. Sie erheben die Büſte.)

Dieß iſt er — unſer Vater, unſer Wohlthäter — deutlicher lebt er in ſeinen Werken, ewig in dem Herzen ſeines dankbaren Volkes!

Alle.

Es lebe Karl Theodor, und Eliſabeth Auguſta!

Geheimerath.

Weg mit dem Philoſophen dort vom Geſtell! zu oft geben ſie nur Worte, und entkräften Thaten! Weg mit ihm. (Ernſt und Ludwig nehmen die Büſte vom Geſtell) Unſer Vater hat gehandelt hier iſt nicht der todte Buchſtabe — hier iſt Herz für uns und Liebe. (er ergreift die Büſte des Kurfürſten) Helft mir meine Freunde! —

Kling, Georg, und Geheimerath

(ſetzen die Büſte auf das Geſtell. Die Familie von Saalburg zieht ſich hinauf, auch die Bürger und Bauern, welche, da Herr von Saalburg mit dem Brüſtbilde hinauf gieng, den Kreiß öffneten, ſo daß ſie zu beiden Seiten ſtehen. Die Bürger ſchließen an die Familie an, an die Bürger die Bauern.)

Geheimerath.

Freunde — Brüder — gute Menſchen! Weltverhältniſſe ſcheiden die Fächer, worinn wir dem Staate nützen, Tugend, Liebe, Redlichkeit und die ſanfte Leitung des geliebten Fürſten vereinigen hier unſere Herzen. Nichts trenne dieſe Eintracht; nichts überwinde deutſche Redlichkeit! Unſre Vorfahren, ſind in Kriegen von dreißig Jahren, ihren unglücklichen geliebten Fürſten, treu angehangen, bis in den Tod! Uns, blühen Segen, Wohlſtand — Frieden! Sind wir heut weniger, als unſre Väter

waren, oder wollen wir an unſers Vaters Jubelfeier uns verbrüdern, bei unſerm Fürſtenhauſe, Gut und Leben aufzuſetzen?

Alle.

Wir wollen es! das wollen wir!

Geheimerath.

Nun weinen Karl Theodor und Eliſabeth Auguſte, Freudenthränen über ihr gutes Volk! Gott ſegne uns und unſre Brüder an der Iſer! Feſt halten wir aneinander, daß die große Weltgeſchichte den Namen der Pfälzer und der Baiern mit Ehrfurcht ſpreche, und daß noch nach Jahrhunderten unſere Nachkommen, ſtolz auf ihre Vorältern, ihre guten Fürſten ſo lieben, wie wir Karl Theodor und Eliſabeth Auguſten!

Alle.

Es lebe Karl Theodor und
Eliſabeth Auguſte!

Lit. Germ. B 2796, 16 s

Der Veteran.

Schauſpiel in einem Aufzuge

von

August Wilhelm Iffland.

Den 6. Jul. 1798 am Tage der Huldigung Ihrer Majeſtät König Friedrich Wilhelm des Dritten auf dem Nationaltheater in Berlin aufgeführt.

Berlin, 1798.

Bei Johann Friedrich Unger.

1948 IV • 519

Personen:

Friedrich Wernau, Schulze des Dorfs } vormals in Krieges-
Wilhelm Wernau, sein Sohn. } dienſten.

Ernſt Leeſer, Pachter.
Louiſe, deſſen Tochter.
Jakob Armann. } Landleute.
Peter Stein. } Landleute.
Heinrich Fellmann. } Landleute.
Bauern.
Bäuerinnen und Kinder.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

Erſter Auftritt.

Eine Bauernſtube.

Wilhelm Wernau.

(tritt von der Straßenſeite herein) Vater! (geht nach der Seite gegenüber) Wo ſeid ihr Vater? (kommt zurück und ruft nach der Gaſſenſeite) Hier iſt er auch nicht. Er iſt vielleicht zum Nachbar Leeſer gegangen. (nach einigem Nachſinnen) Sonderbar! Vor Tage iſt der Vater aufgeſtanden und hat den Feſttagsrock angezogen — er iſt ſo unſtät — bald iſt er hier — bald dort, ſpricht wenig und iſt doch freundlich und eben heute von ganz beſonders guter Art. (er ſchüttelt den Kopf) Er muß etwas vorhaben, das ihm am Herzen liegt. Was es nur ſeyn mag?

Zweiter Auftritt.

Voriger. Peter Stein und Jakob Armann.

Peter.

Gott grüße euch!

Jakob.

Guten Tag, Nachbar!

Wilhelm.

Ihr seid willkommen!

Jakob.

Das ist man bei euch. Man weiß es, und das ist aller Ehren werth.

Peter.

Das ist löblich und gut, aber — (sieht Jakob an)

Jakob.

(zu Peter) Habt nur Geduld, Gevatter! (zu Wilhelm) Wir sind für dasmal ein wenig beunruhigt, weshalb der Schulze, euer Vater, die Gemeine hat zusammenrufen lassen.

Peter.

(etwas zudringlich) Was soll vorgehen?

Jakob.

Es ist doch sonst nicht eures Vaters Art, lan-

ge hinter dem Berge zu halten. Warum erfahren wir diesmal nicht —

Peter.

Weshalb kann man nicht vorher dahinterkommen?

Jakob.

Das möchten wir wissen.

Peter.

Wir haben nemlich ganz besondere Ursachen — und bei meiner Treue recht sehr gute Ursachen, warum wir es diesmal ein wenig vorher wissen möchten.

Wilhelm.

Lieben Leute, ich bin allenfalls eben so neugierig als ihr, aber ich weiß nicht mehr, als ihr.

Jakob.

(zu Peter) Das ist unglaublich!

Peter.

(zu Jakob etwas hastig) Es hat etwas auf sich, das habe ich ja gleich gesagt.

Jakob.

(treuherzig zu Wilhelm) Euer Vater hat es immer gut mit uns gemeint. Er ist nicht nur

bei uns der Schulz schlecht weg, er ist uns Allen Vater und Freund von jeher gewesen. Es muß also wohl zum Besten gerathen, was er auch vorhaben mag. In so weit könnten wir wohl ganz ruhig abwarten, was er der Gemeine vortragen wird.

Peter.

In so weit — o ja.

Jakob.

Aber — (er thut bedenklich)

Peter.

(gleichfalls, indem er ihn auf die Schulter klopft) Ihr habt ganz recht, Gevatter.

Wilhelm.

Was habt ihr auf dem Herzen, liebe Nachbarn?

Jakob.

(nimmt auf einmal Peter bei der Hand und führt ihn rasch bei Seite) Was meint ihr, Gevatter?

Peter.

(schlägt in die Hände) Wie ihr meint, Gevatter.

Jakob.

Sagen wir ihm etwas?

Peter.

Ich denke — ja!

Jakob.

Ich will ihn so von weitem examiniren.

Peter.

Thut das. Ihr seid ein gescheidter Mann.

Wilhelm.

Habt ihr vertraulich zusammen zu sprechen, so will ich gehen.

Peter.

Nein, bleibt nur da.

Wilhelm.

Nun?

Jakob.

Ja, bleibt da, und laßt euch einmal in die Augen sehen. (er stemmt die Arme in die Seite und sieht ihn scharf an)

Peter.

Und jetzt läugnet nur nichts.

Wilhelm.

Was soll ich gestehen?

Peter.

Der Gevatter Jakob ist gar zu klug. Er

hat noch alles an Tag gebracht. Ihr macht ihm nichts weiß.

Wilhelm.

So kommt denn einmal zur Sprache! Was verlangt ihr von mir zu wissen?

Peter.

(stößt Jakob in die Seite) Jetzt fangt an.

Jakob.

Hört mich an, Wilhelm Wernau! Ihr seid auch Soldat gewesen wie euer Vater. Wer gedient und gut gedient hat, wie ihr, der ist es freilich nun wohl gewohnt, Freund und Feind in die Augen zu sehen, und zu gehorchen, wenn man ihm befohlen hat, nichts merken zu lassen: aber wir sind besonders ehrliche Leute und haben es sehr gut vor, also sagt uns die Wahrheit. Ist etwas daran, wie es so verlautet, daß euer Vater seine Schulzenstelle niederlegen wolle?

Wilhelm.

Wahrhaftig, davon weiß ich kein Wort.

Peter.

Das soll er bleiben lassen, euer Vater!

Jakob.

Es heißt, er wolle uns heute vortragen, daß wir einen andern Schulzen wählen möchten.

Peter.

Wir wollen aber keinen andern haben.

Jakob.

Er hat dem Amte vorgestanden, wie ein Ehrenmann —

Peter.

Hat die Gemeine wohl berathen —

Jakob.

Das Gemeindegut verbessert —

Peter.

Aller Zwietracht im Orte gewehrt, mit Rath und That.

Jakob.

Drum soll er Schulze bleiben —

Peter.

Nicht abdanken —

Jakob.

Und wenn ihr vom Abdanken etwas gemerkt habt: so —

Peter.

So sollt ihr es uns sagen.

Wilhelm.

Lieben Freunde, ich gebe euch mein Wort darauf, daß ich nichts davon gehört und gemerkt habe.

Peter.

Dem ſei nun, wie ihm wolle: ſo ſoll ſchon Anſtalt gemacht werden —

Jakob.

Daß nichts daraus wird.

Peter.

(mit Wärme) Es wäre eine Schande für das Dorf —

Jakob.

Ja! denn es wäre undankbar von uns und das ſind wir warlich nicht. So viel kann ich euch ſagen, wenn etwas daran iſt — wenn der alte Mann das vorhaben ſollte —

Peter.

(heftig) Es gäbe einen Rumor —

Jakob.

Wir leiden es nun und nimmermehr. Das könnt ihr ihm ſo wie von ohngefähr ſagen —

Peter.

Wir litten es nicht.

Jakob.

(zu Peter) Wir wollen mit den Andern ſprechen —

Peter.

Richtig, Gevatter!

Jakob.

Mit dem alten Leeſer, der iſt ſein Freund auch — mag drum wiſſen.

Peter.

Ja, mit Ernſt Leeſer wollen wir ſprechen.

Jakob.

Der ſoll ihm die Meinung ſagen, und ihm begreiflich machen, daß wir Leute ſind, die feſt beim Guten halten und daß wir unſern Kopf und unſern Willen haben, ſo gut wie Einer! Kommt, Gevatter! (er geht im Eifer weg)

Peter.

(im Gehen) Ja, weiß Gott — ſo gut wie Einer.

Wilhelm.

Sollten ſie denn Recht haben? (ſinnt nach) Ich glaube es nicht. — Zwar klagt er ſeit geraumer Zeit, daß ſeine Kräfte abnehmen, und geſtern Abend war er nachdenkend! Aber doch auch ſo freundlich —

Dritter Auftritt.

Wilhelm. Louiſe.

Louiſe.

(tritt ſchüchtern herein) Guten Morgen, Wilhelm.

Wilhelm.

(froh überraſcht) Ach Louischen! — Der Morgen iſt warlich gut, wenn ihr ihn bringt.

Louiſe.

(ſchlägt die Augen nieder) Schönen Dank!

Wilhelm.

Was bringt euch zu uns?

Louiſe.

Ei nun — der Vater ſchickt mich her.

Wilhelm.

Sonſt wäret ihr nicht daher gekommen?

Louiſe.

Ach nein!

Wilhelm.

Nun, was verlangt der Vater?

Louiſe.

Er ſchickt dem Herrn Schulzen den Kräutersaft. (giebt ihm ein Körbchen) Es ſoll ihm wohl bekommen. Adieu! (ſie geht)

Wilhelm.

Louischen!

Louiſe.

(kehrt an der Thür um) Der Saft iſt in einem Glaſe. Das Glas ſteht in dem Körbchen. Macht nur den Deckel auf, ſo findet ihr alles. (ſie geht und kommt zurück) Ja ſo — ich ſollte wohl das Körbchen wieder mit mir nehmen.

Wilhelm.

Wenn ich es nun noch hier behalte? (er ſtellt das Körbchen auf den Boden)

Louiſe.

So will ich das Körbchen wieder holen — laſſen.

Wilhelm.

Darf ich es nicht zu euch bringen?

Louiſe.

Warum das nicht. — Nun, Gott befohlen.

Wilhelm.

(nimmt ihre Hand) Liebes Mädchen! Es iſt dies und das, was ich Gott befohlen wünſche!

Louiſe.

Je nun! das glaube ich euch. Jedermann hat ſein Anliegen.

Wilhelm.

Ihr habt wohl niemand als euren Vater, den ihr im Morgengebet bedenkt?

Louiſe.

Den Vater, Haus und Hof, meinen Nächſten und die Obrigkeit!

Wilhelm.

Den Nächſten. Ja, das iſt gut und löblich. Aber das iſt das ganze Dorf.

Louiſe.

Freilich, jedermann.

Wilhelm.

Einer wie der Andere? (ſieht ihr in die Augen)

Louiſe.

(ſucht ſeinem Blicke auszuweichen) Es wird ſpät — ich muß weggehen. Adieu!

Wilhelm.

Heute wird wohl ohnedies nicht viel gearbeitet werden. Eilet nicht ſo.

Louiſe.

Ich habe ja hier nichts mehr zu thun —

Wilhelm.

Ich möchte, daß ihr immer, auf euer Lebenlang hier zu thun hättet.

Louiſe.

Wie kann das möglich ſeyn?

Wilhelm.

Denkt ihr gar nicht mehr an das letzte Erndtefeſt?

Louiſe.

O ja! (Sie ſeufzt)

Wilhelm.

Seit der Zeit muß ich wohl manchmal ſeufzen.

Louiſe.

Ich auch. — Aber ich weiß nicht eigentlich warum!

Wilhelm.

Habt ihr ganz und gar vergeſſen, daß ich euch herzlich gut bin?

Louiſe.

Nun — ihr ſagt es mir wohl zu Zeiten.

Wilhelm.

Wollt ihr das nicht hören?

Louiſe.

Ich darf ja nicht.

Wilhelm.

Iſt es euch verboten?

Louiſe.

Nein! Verboten iſt es nicht. Aber —

Wilhelm.

Liebe Louiſe —

Louiſe.

Ich bitte euch, ſprecht nicht von der Liebe. Es wird mir dabei ganz ängſtlich zu Muthe.

Wilhelm.

Warum? Bin ich euch zuwider?

Louiſe.

Wie kann ich euch das beantworten? Ich darf ja niemand lieben, ohne daß es der Vater weiß.

Wilhelm.

Wollte Gott, er wüßte es! Ich kann keinen freien fröhlichen Augenblick leben, ſeit ich euch geſehen habe. In der Arbeit denke ich an euch, in der Kirche ſehe ich nur euch, bei Tiſche rede ich kein Wort, weil ich euch nicht am dritten Platze ſehe, und unter dem Baume vor der Hausthür fehlt ihr mir auch. Was bin ich drum hier nütze?

Louiſe.

Ach! (Sieht nachſinnend an den Boden)

Wilhelm.

Wenn ich Haus und Hof nicht mit euch theilen kann: ſo gehe ich fort, werde wieder Soldat.

Louiſe.

(überraſcht) Nein, nein!

Wilhelm.

Und ziehe in den Krieg!

Louiſe.

Ach! Das thut ja nicht.

Wilhelm.

Euch iſt es doch wohl einerlei.

Louiſe.

(von ihrem Gefühl überwältigt) Wie darf ich euch denn ſagen, was ich denke, wenn ich ganz für mich allein bin?

Wilhelm.

Sagt mir das, ich bitte euch!

Louiſe.

Nein! Es ſchickt ſich nicht.

Wilhelm.

Darf ich rathen, was ihr denkt?

Louiſe.

(ſchnell) Nein, nein! — Ach, warum bin ich auch hieher gegangen!

Wilhelm.

Ihr denkt, Wilhelm Wernau iſt nicht reich —

Louiſe.

(treuherzig) Nein, daran habe ich noch niemals gedacht! Ach warlich nicht.

Wilhelm.

Die Burſche im Dorfe ſind jünger und hübſcher als er.

Louiſe.

(mit zärtlichem Unwillen) Das iſt recht arg geſprochen, das habe ich nicht dafür verdient, daß ich — (ſie weint) aber ich will mich auch nicht mehr drum grämen. Es mag ſeyn und bleiben, es darf mich ja doch nichts angehen!

Wilhelm.

Mädchen, worüber haſt du dich gegrämt? (umfaßt ſie)

Louiſe.

Laßt mich —

Wilhelm.

Wilhelm.

Nimmermehr, bis du mir ſagſt, worüber du dich meinetwegen gegrämt haſt. Werde es nun wie es wolle — das will ich wiſſen, und wenn mir dann dein Vater nicht wohl will, ziehe ich fort. Rede — du kommſt eher nicht aus meinen Armen!

Louiſe.

(ſieht ihn einen Augenblick an, dann fährt ſie mit Zutraulichkeit fort) Nun, als wir neulich auf unſern Äckern arbeiteten, neben dem ſchwarzen Pfahle, ihr auf euren, ich auf unſern — ihr wißt, es war den Tag ſehr heiß —

Wilhelm.

Heiß! vom Himmel herab und inwendig auch — o ich weiß es recht gut.

Louiſe.

Nun — ſo — aber laßt mich — ich will euch alles ſagen, aber laßt mich frei daſtehen. Wollt ihr, guter Wilhelm — laßt mich los.

Wilhelm.

Ich will alles, was ihr wollt.

Louiſe.

Habt Dank. Nun ſo kam ich euch ganz zufällig näher, als wir unſer Korn, die Ackerlänge herab, zu Haufen ſtellten. Ihr lehntet euch an eure Senſe und mochtet wohl recht müde ſeyn. Euer Geſicht war ein wenig bläſſer wie ſonſt, aber da — (ſie deutet nach ſeiner Stirn) die Wunde von dem Hieb am Kopfe, weshalb ihr am Rhein ſo lange krank niederliegen mußtet — dieſe Wunde ſah damals röther aus, wie ſonſt.

Wilhelm.

Ha! Kaiſerslautern! (fährt mit der Hand leicht darüber hin) Haſt du darauf hingeſehn?

Louiſe.

Das kam mir ſo traurig vor! Ich weiß ſelbſt nicht, wie mir deshalb ſo wunderlich zu Muthe ward! Ich wollte weiter fortarbeiten, aber immer wieder mußte ich dahin ſehen. (ſie hält etwas inne und ſieht vor ſich nieder) Nun hat er doch Niemand zu Hauſe, dachte ich, der ihn frägt, ob ihn die Stelle ſchmerzt, und

der Abends die Hand auf ſeine Wunde legt, wenn ſie brennt.

Wilhelm.

Du gute Seele!

Louiſe.

Ich kann es euch ſagen, das ging mir ſo zu Herzen, daß meine Thränen auf die Garben gefallen ſind!

Wilhelm.

Mädchen! Für ſolchen Lohn ſteht ein ehrlicher Kerl gern im Feuer.

Louiſe.

Ich hätte euch das vielleicht nicht ſagen ſollen — aber — es iſt doch nichts Böſes — und — ſo habe ich nun ganz gern davon geſprochen.

Wilhelm.

Ich danke dir von Grund der Seele! (geräbet) Wenn ich es hätte wiſſen können, als der tödtliche Hieb mir über die Stirne fuhr, daß mir dafür das wackerſte Mädchen im Orte die Hand als Braut geben würde — ich hät-

te zu meinem Schmerz jauchzen wollen für Freuden.

Louise.

(erschrocken) Ei, wann habe ich das gesagt — von Handgeben? Kein Wort habe ich von einer Braut gesprochen.

Wilhelm.

Nun ich das weiß, was du mir eben erzählt hast, nun kann es so nicht mehr bleiben unter uns! Vergönnst du mir, daß ich mit deinem Vater reden darf?

Louise.

(verlegen) Wovon? (ängstlich) Ach — — das — kommt alles so auf einmal — — — Adieu!

Wilhelm.

Reich sind wir nicht, wie ihr, aber gut wie ihr seid, sind wir warlich. Willst du das Weib seyn, was nach des Tages Last und Hitze die Hand auf meine Stirn legt, wenn ich manchmal fühle, wo ich für die Ehre des Vaterlandes einst gestanden habe? Sprich!

Louise.

Ach Wilhelm!

Wilhelm.

Heute noch muß es entſchieden ſeyn — ich harre länger nicht!

Louiſe.

— Der Vater iſt jetzt nicht zu Hauſe und — ich weiß auch gar nicht, warum ich ſo lange mit dir geplaudert habe. — Gieb mir mein Körbchen.

Wilhelm.

(nimmt das Glas heraus, ſteckt es ein und reicht ihr das Körbchen) Da iſt dein Körbchen. Gutes Mädchen! liebe Seele, gieb mir keinen Korb, ich bitte dich!

Louiſe.

(ſie ſieht auf die andere Seite und vor ſich nieder, allmählig erhebt ſie den Blick ſchüchtern nach ihm, legt die Hand auf die Narbe über ſeiner Stirn und geht dann eilig fort)

Wilhelm.

Nun in Gottes Namen! Neben ihr ein fröhlicher Hausvater, mit der Sichel in der Hand — oder wieder das Gewehr auf dem Arm und ich ſehe meinen Mann in der dichten

Reihe braver Kameraden! Anders kann es nicht werden.

Vierter Auftritt.

Wilhelm Wernau. Friedrich Wernau. Ernſt Leeſer.

Friedr. Wernau.

Du haſt Zuſpruch gehabt, mein Sohn?

Wilhelm.

Ja. Euer Kräuterſaft iſt gebracht, Vater —

Friedr. Wernau.

Setze ihn drinnen auf den Ofen.

Wilhelm.

Das ſoll geſchehen. Aber ich habe vorher mein Wort noch anzubringen.

Friedr. Wernau.

So? Nun ſo thue dazu.

Wilhelm:

Vater Leeſer! Es gilt euch, was ich zu ſagen habe.

Leeſer.

Mich?

Wilhelm.

Macht kein verdrießlich Geſicht dazu, ich bitte euch.

Leeſer.

Wunderlicher Menſch, ich meine, ich wäre ganz gut aufgeräumt.

Wilhelm.

Wenn ihr es nur auch bleiben wollt.

Leeſer.

Das kommt darauf an, wie euer Wort beſchaffen iſt.

Wilhelm.

Zuerſt muß ich dann wohl ſagen — ihr ſeid ein wohlhabender Mann — das bin ich eben nicht.

Leeſer.

Nun — weiter.

Friedr. Wernau.

Wo ſoll das hinaus?

Wilhelm.

Dann muß ich fragen — habt ihr etwas an mir auszuſetzen?

Leeſer.

Ich denke — nein.

Wilhelm.

Nun — ſo weit ſtände alles gut. Aber was nun kommen wird! Wer ſagt mir vorher, ob es beſſer iſt, ich ſchweige ſtill oder ich rede davon?

Friedr. Wernau.

Wilhelm! Haſt du eine vernünftige Dispoſition gemacht — ſo greif an in Gottes Namen.

Wilhelm.

Ich flehe nicht vor dem Feinde!

Leeſer.

Vor einem alten Bundesgenoſſen — nicht wahr, Gevatter!

Friedr. Wernau.

(reicht Leeſer die Hand)

Wilhelm.

Eure Tochter iſt hübſch.

Leeſer.

Je nun — macht es mir doch auch ab und an Freude, ſie zu betrachten.

Wilhelm.

Sie hat ein redliches Gemüth —

Leeſer.

(faltet die Hände) Gottlob!

Wilhelm.

Ich ſehe ſie gern.

Leeſer.

Da habt ihr Recht.

Wilhelm.

Aber ich ſehe ſie ſehr gern!

Leeſer.

Auch ſeht ihr ſie ſehr oft.

Wilhelm.

(verlegen) Das — das kommt vom Gernſehen.

Friedr. Wernau.

Gevatter, wie ich nun merke — ſtehe ich hierbei an einer übeln Stelle. Ich kann nicht zu, noch abrathen. Was meint ihr?

Leeſer.

Wollen ſehn. Weiß ich doch ſelbſt noch nicht, was ich zu thun habe.

Wilhelm.

Ich bitte euch, gebt mir eure Tochter zur Hauswirthin, ich will euch ein getreuer Sohn ſeyn und bleiben, wie ich es hier meinem alten Vater war und bleiben werde!

Leeſer.

Seht doch! Wie kommt euch das ſo auf einmal?

Wilhelm.

Ach es iſt nur nach und nach gekommen!

Friedr. Wernau.

Damit biſt du ſo lange heimlich geweſen? Gevatter, was werdet ihr wohl dazu ſagen? Kommt mir altem Manne über der Sache faſt ein Zittern an — was doch mein Lebtage nicht meine Art war!

Leeſer.

Was ich ſagen werde? Hm! (er nimmt Friedr. Wernau bei Seite) Nun ich werde am Ende etwa Ja ſagen — aber man giebt doch ein Mädchen mit ſo vielen Äckern und Wieſen nicht hin wie ein Gericht Sallat — man will's doch mit der Autorität thun — verſteht mich. Mit —

Friedr. Wernau.

Ich verſtehe —

Leeſer.

Mit chriſtlicher Art und Umſtänden, wie es herkömmlich iſt und gebräuchlich! — Man will mit einem Worte doch ausſehen und begrüßt ſeyn, wie einer, der wohl weiß, was er zu vergeben hat!

Friedr. Wernau.

Ganz recht, Gevatter! Ganz recht.

Wilhelm.

Sprecht mein Urtheil, lieber Nachbar. Ich bin warlich ziemlich verliebt, aber ihr werdet mir es nicht verargen — ich habe doch auch meine Ehre — und — —

Leeser.

(vortretend) Ja, ja! (er iſt zwiſchen Verlegenheit und Anſehen) Ganz recht. Die Ehre! — Ja — von der Ehre zu ſprechen — (er ſieht beide eine Weile an und ſpricht dann mit Kraft) Wenn ich betrachte, daß euer Vater ſchon dem großen Friedrich im ſiebenjährigen Kriege mannhaft gedient hat — und wenn ich das Ehrenzeichen an eurer Stirn betrachte und bedenke, daß ihr auch geholfen habt, unſern alten Heldenruhm aufrecht zu halten! Wenn ich ferner ſo ſehe — wie euch das Waſſer in die Augen tritt — (er ſtockt) und wenn ich noch ſonſt denke — — Braver Kerl, du ſollſt ſie haben, mein Mädchen ſei dein Weib! (er ſchließt ihn in die Arme)

Wilhelm.

Gott sei gedankt!

Friedr. Wernau.

Victoria!

Leeser.

Den Handschlag, Gevatter. (sie Wirt reichen sich die Hand)

Friedr. Wernau.

Da kann ein alter Vater das te Deum anstimmen. Da kann man Gott preisen für den Sieg mit Lust und Wonne. (er trocknet die Augen) Bursche, richte dich vor deinem Schwiegervater.

Wilhelm.

Dankbarkeit und Gehorsam ist die Parole bis in den Tod.

Leeser.

So wahr ich lebe, ich habe noch mancherlei sagen wollen, was gar nicht zu verachten gewesen wäre!

Wilhelm.

Vater, das beste Wort habt ihr schon gesprochen!

Leeſer.

Aber ſo ſtandfeſt ich mir es auch vorgenommen hatte, euch in der Ordnung anzureden: ſo wollte es doch nicht gehen. Denn wie ich (auf Friedr. Wernau deutend) die alten Gebeine angeſehn habe, welche ſiegreich die Höhen von Siptiz mit hinangeſtiegen ſind und (auf Wilhelm deutend) den wackern Burſchen da, der den Ehrenpaß an der Stirne trägt, daß er in den drei Mordtagen vor Lautern grade auf geſtanden hat — — da kam ſo etwas aus dem Herzen herauf, was der Stimme den Weg vertrat — es funkelte mir vor den Augen — da mußten die Arme zugreifen und den Sohn an mein Herz ziehen!

Friedr. Wernau.

Bei meiner Seele, Burſche, du kriegſt gut Quartier!

Leeſer.

Nun laßt mich ein Wort ſagen, Vater und Sohn! — Eure Kriegesthaten und was ich immerfort von unſern Feldzügen gehört und auch geleſen habe, die haben mir, wie es

Landsleuten geziemt, immerdar und auch in diesem Augenblicke, das Blut zu Kopfe steigen lassen. Was aber mein Herz gewonnen hat, das ist euer Bürgersinn.

Friedr. Bernau.

Gevatter, ohne den und Vaterlandsliebe giebt es keine Kriegesthaten!

Leeser.

Ihr wißt euch zu drehen und zu wenden im Tagewerk, seid dienstfertig, entschlossen in Gefahr, steht fest in der Noth, meidet Händel, weil ihr so manchen Todeshandel bestanden habt, pünktlich ist euer Hauswesen, sauber euer Feldgeräth und wer Lust hat, kann aus euren Gesprächen der Menschen Gemüth, Weise und Schicksal wohl kennen lernen — drum sei mir willkommen, mein Sohn!

Wilhelm.

Gott lohn euch eure Gutheit mit langem kräftigen Leben.

Leeser.

Geh nun heim zu mir, erzähle alles, was hier vorgefallen ist, der Braut. Ich muß

dich wohl allein dahin gehen laſſen, denn noch habe ich mit dem Vater ein Wort zu ſprechen, was keinen Aufſchub leidet. Wir kommen dann bald nach.

Wilhelm.

Das thut ja bald! Adieu, Vater — ihr beiden Väter! (er geht, kehrt um und ſagt ſeinem Vater) da iſt auch Peter Stein hier geweſen und Jakob Armann. Die meinten, ihr wolltet eure Schulzenſtelle niederlegen. Das werdet ihr ja wohl nicht? Nun, ſie kommen wieder, und ihr mögt es ihnen ſelbſt ſagen, daß es nicht wahr iſt. Ich bin Bräutigam, und das weiß ich, daß ich dieſe Stelle nicht niederlege. (geht ab)

Fünfter Auftritt.

Friedrich Wernau. Ernſt Leeſer.

Friedr. Wernau.

Glücklicher Burſche! Nicht viele geben eine reiche Tochter ſo hin in ein armes Haus, wie ihr! Aber es giebt denn doch auch nicht viele Söhne, wie er einer iſt.

Leeser.

Nun, der Handel wäre vor der Hand abgethan. Aber ſagt mir, denn es wird nun gleich an dem ſeyn, daß die Gemeine zuſammentreten wird — bleibt ihr darauf beſtehen, eure Stelle als Schulz abzugeben?

Friedr. Wernau.

Dabei bleibe ich.

Leeser.

Ich bitte euch, thut es nicht.

Friedr. Wernau.

Ich bin zu alt.

Leeser.

Woran ſpürt man euer Alter?

Friedr. Wernau.

Ich werde krittlich, und bin wohl ab und an ein wenig zänkiſch worden. Daraus kommt kein Gedeihen. Geduld, Feſtigkeit, beſtändige Freundlichkeit ohne Falſch, nur damit reicht man zum Ziele. Wie ſteht es jetzt um meine Freundlichkeit? (er deutet auf das Herz) Matt! — die Nahrung nimmt ab — das

Licht

Licht brennt klein. Es muß ein ander Licht herbei.

Leeser.

Ihr thut euch zu viel und ich, wie viele Andere — wir werden uns gar nicht daran gewöhnen können, euch nicht mehr für uns handthieren zu sehen.

Friedr. Wernau.

Ihr seid gute Menschen und es denkt euch theils lange. — Wir sind so unvermerkt zusammen alt worden — (er schöpft Athem) Die Fehler vergessen sich auf dem langen Wege und am Ende vor der Einkehr — da gedenkt man mehrentheils nur des Guten.

Leeser.

Wenn ihr nun noch ein Paar Jahre warten wolltet —

Friedr. Wernau.

Nicht doch. Unser junger guter König hat frisch zugegriffen und geht fest und wohlgemuth unter der schweren Last und Sorge! Vertrauen kommt ihm entgegen, Überzeugung, daß es gut mit uns steht, folgt ihm. Je-

dermann geht nun rasch vorwärts in dem, was seines Thuns ist! Das kann ich aber nicht mehr vollbringen.

Leeser.

Habt ihr es doch auch lange genug an den Tag gelegt!

Friedr. Wermann.

Nein, nein! Wer in unsres Königes wackerm Sinne mit ihm gehen und folgen kann — den segne das Vaterland! Wer es aber fühlt, daß er aufhält, wo es schnell eingreifen muß, wenn es gedeihen soll — der mache geschonten Kräften Platz, und sein Vaterland ist ihm dafür einen ehrenvollen Abschied schuldig. Seht, das meine ich, ist jetzt mein Fall.

Leeser.

Aber, was in eurer Stelle mühsam ist — das wollen wir gern übernehmen. Ihr könnt darum doch —

Friedr. Wermann.

Ei bewahre! Selbst ist der Mann. Nein, Gevatter — das versteht ihr nicht. Wir sind das nun schon von langen Zeiten her ge-

wohnt, daß unſere Könige ſelbſt arbeiten, ſelbſt ſehen und ſelbſt ſtreiten — — das muß bei uns in allen Stücken ſo bleiben, auch bis auf den Schulzen im Dorfe, wenn die ganze Sache geſund bleiben ſoll.

Leeſer.

Ich kann es nur nicht begreifen, warum ihr ſo darauf beſteht, eben heute eure Stelle aufzugeben.

Friedr. Wernau.

Das will ich euch ehrlich ſagen. Heute wird unſerm Könige in der Reſidenz gehuldigt.

Leeſer.

Fürwahr — ihr habt Recht. Heute iſt der Tag.

Friedr. Wernau.

Da ich nun ſeiner großen Vaterſtelle hier im Kleinen vorſtehe: ſo will ich zu guter letzt bei der Gelegenheit, ſo ſchlecht und recht ich es vermag, ein Wort zu euch allen ſagen, wovon vielleicht in manchen Herzen etwas bleiben wird. Dies ſei dann mein Ehrentag geweſen. Nach dieſem arbeite ich nicht mehr.

Ich trete ab und freue mich im Stillen, wenn von nun an manches beſſer gemacht wird, als wir es bis daher gemacht haben.

(Man hört läuten)

Leeſer.

Das Volk verſammelt ſich.

Friedr. Wernau.

So laßt uns nicht die Letzten ſeyn.

Leeſer.

Wackerer Freund! Was ihr thun wollt, geht euch ſo von Herzen, daß ich nicht widerſprechen kann. Aber dennoch will es mir gar nicht zu Sinne, daß ihr euch von uns trennen wollt.

Friedr. Wernau.

Meine jungen Jahre ſind der Ehre und dem Vaterlande dargebracht. Unverdroſſen habe ich bis ins hohe Alter dem Ruheſtande meines Geburtsortes gedient. Ich ſehe meinen Sohn glücklich, mein Vaterland im Wohlſtande, meinen König geliebt daheim, geachtet im Auslande! Nun möchte ich noch einen Enkel wiegen und dann ſanft einſchlafen!

Leeser.

So wollen wir denn die jungen Leute verkehren lassen und zusammen das Großvateramt antreten. Das giebt eine baare Einnahme von Freuden aller Art. Seht, Gevatter — dem braven Landsmanne, unserm guten Könige, wünsch' ich weder ein neues Land, noch Titel — aber daß er einst gutes Muths und lange das Großvateramt führe — das wünsche ich ihm von Herzen. (sie gehen ab)

Sechster Auftritt.

(Freier Platz im Dorfe. In der Mitte eine runde Anhöhe, welche von alten Feldsteinen, in großen Massen, zusammengehalten wird. Auf der Mitte dieser Anhöhe steht eine hohe, uralte Linde, die weit umher ihre Zweige verbreitet, um den Fuß der Linde ist rund herum eine Rasenbank gezogen. Von der Mitte der Anhöhe gehen Stufen, ebenfalls von Feldsteinen, ohne besondere Ordnung gelegt.)

Bauern, Bäuerinnen von jedem Alter sind hinter der Linde versammelt, Kinder spielen auf der Anhöhe mit Bin-

men. Heinrich Fellmann, seinen Enkel auf dem Schooße, sitzt auf der untersten Stufe der Treppe. Die Bauern hinter der Linde sind in einzelnen Gruppen vertheilt. Einige scheinen in Berathschlagungen, Andere in gutmüthigen Widersprüchen zu seyn, alle aber nehmen, die hernach, keinen Theil an dem, was vorn vorgeht. Peter Stein und Jakob Armann kommen jeder aus einer verschiedenen Gruppe hervor und treffen ungefähr dort zusammen.

Peter.

Nun, Gevatter! Wie weit habt ihr es gebracht?

Jakob.

Es ist noch nichts ausgemacht.

Peter.

Gerade so ist es bei uns auch zugegangen.

Jakob.

(schiebt den Hut auf dem Kopfe herum) Es ist und bleibt ein eigner Umstand!

Peter.

Man geräth auf mancherlei Gedanken —

Jakob.

Und weiß nicht, bei welchem man stehen bleiben soll.

Peter.

Man möchte es gern jedem recht machen —

Jakob.

Keinen braven Mann vorbeigehn — auch Ehre von der Sache haben —

Peter.

Nach und nach haben die Weiber auch ein Wort dazwiſchen geſprochen.

Jakob.

Die ſollten nun gar nicht hier ſeyn. Was geht denen ein Gemeindeſchluß an?

Peter.

Es hat ſich ſo eine nach der andern eingefunden, wie ſie gehört haben, daß von dem alten Wernau die Rede iſt. Sie wollten nicht drein reden, das haben ſie verſprochen, aber eine Bitte, daß er bei uns bleiben möge, dürften ſie ja wohl auch einlegen, haben ſie geſagt.

Jakob.

Mit alle dem ſind wir nicht weiter gekommen, als wir waren.

Peter.

Es bleibt eben bei allen und jeden der Aus-

ſpruch — der alte Wernau ſoll ſeine Stelle behalten.

Heinrich Fellmann.

So ſage ich auch.

Peter.

Wenn er es aber nun mit allem Ernſt nicht will —

Jakob.

Ihr wißt, er hat ſeinen feſten Kopf.

Heinr. Fellmann.

Freilich. Das Alter verlangt Ruhe, und Wernau hat ſich darum verdient gemacht.

Jakob.

Man muß doch vorher Überlegung anſtellen —

Peter.

Daß die Stelle wieder in gute Hände kömmt.

Heinr. Fellmann.

Ei nun — an braven Männern haben wir Gottlob keinen Mangel. Da iſt der alte Leeſer —

Peter.

Habe ich es nicht geſagt, Gevatter!

Jakob.

Er iſt ein Ehrenmann!

Heinr. Fellmann.

(Steht auf und tritt zwiſchen Beide) Er hat dreimal die Prämie bekommen für ſeine Einrichtungen —

Jakob.

Richtig!

Heinr. Fellmann.

Er hat den großen Sumpf urbar gemacht —

Jakob.

Er hat dem Leopold Reiner durch Vorſchuß auf die Beine geholfen —

Peter.

Es iſt wahr, Ernſt Leeſer iſt der Mann!

Heinr. Fellmann.

Es iſt kein Falſch in ihm —

Jakob.

Er weiß mit den Leuten zu reden —

Peter.

Er ſchreibt eine gute Hand —

Heinr. Fellmann.

Aber er hat den großen Haushalt, wo ſoll der Mann die Zeit hernehmen?

Jakob.

Das iſt wieder wahr!

Heinr. Fellmann.

Nun — zerbrecht euch die Köpfe nicht. Ich bin alt und schwächlich, kann nicht mehr arbeiten. Desto mehr gebe ich Acht auf Thun und Lassen bei Alt und Jung. Da sehe ich denn ganz genau, wie dieser sich hält, jener geringhaltig wird, ein anderer sich heranarbeitet. — Wie mir gestern Abend die Sache mit dem alten Wernau zu Ohren gekommen ist, so habe ich in meinem Sorgenstuhle einen ganz vernünftigen, rechtlichen Gedanken gefaßt. Wenn es die rechte Zeit seyn wird, will ich euch den mittheilen, und da wird es am Ende doch wohl heißen, der alte Heinrich Fellmann hat den besten Gedanken gehabt.

Ein Bauer.

Er kommt!

Eine Bäuerin.

Der alte Wernau kommt!

Mehrere.

Er kommt, Vater Wernau kommt!

Siebenter Auftritt.

Der alte Wernau mit Ernſt Leeſer. Wilhelm Wernau mit Louiſen. Vorige.

Alle Bauern.

(Durch einander, indem ſie die Hüte abnehmen)
Guten Morgen! — Grüß euch Gott!

Bäuerinnen.

Guten Tag, lieber Vater!

Friedr. Wernau.

Guten Morgen, lieben Leute, guten Morgen! Ihr müßt nicht böſe werden, daß ich zuletzt komme und euch zum erſtenmale etwas habe warten laſſen.

Jakob.

Macht doch keine Umſtände, Vater. (Alle bücken ſich)

Peter.

Es hat ſeine guten Urſachen, weshalb wir alle heute ſo früh zuſammengekommen ſind.

Ein Andrer.

Seine ſehr guten Urſachen, wahrhaftig!

Jakob.

Und was ihr vorhabt, lieber Herr Schulz —

Friedr. Wernau.

Ich muß euch nur ſagen, meine Freunde.—

Peter.

Was ihr vorhabt, daraus wird nichts.

Ein Andrer.

So iſt es recht.

Mehrere.

Ihr ſollt bleiben.

Männer.

Wir thun es nicht anders.

Frauen.

Wir laſſen euch nicht.

Leeſer.

Ruhig, ruhig, lieben Leute! Laßt jetzt den Vater Wernau reden.

Peter. Jakob.

Nun ja, ja!

Heinr. Fellmann.

Redet!

Friedr. Wernau.

Ich muß euch nur ſagen, meine Freunde, daß eben jetzt mein Sohn Wilhelm ganz unvermuthet Bräutigam worden iſt.

Leeser.

Ich habe dem braven Manne meine Tochter verſprochen.

Peter.

Das iſt Recht.

Jakob.

Daran habt ihr wohlgethan.

Mehrere Männer und Frauen.

Viel Glück! — Glück ins Haus!

Wilhelm und Louiſe.

(Danken. Louiſe geht zu den Frauen, die jungen Burſchen gehen zu Wilhelm und reichen ihm die Hand)

Margarethe.

Nun, dazu dürfen wir doch ein Wort ſagen. Dabei iſt ein gutgemeinter Rath an ſeiner Stelle, alſo laßt uns immer noch dableiben.

Leeſer.

Ja doch, ja doch!

Friedr. Wernau.

Bei ſolchen Gelegenheiten wißt ihr wohl, wird das Herz eines alten Vaters angegriffen. Es kommt manches zur Sprache, daran man lange nicht mehr gedacht hatte; ein Wort

giebt das andere und die Augenblicke sind geschwinder herum, als man es vermeint.

Jakob.

Hört, Vater Wernau! Es ist uns allen von Herzen lieb zu hören, daß euer Sohn ein wackeres reiches Mädchen heimführen soll; der Nachbar Leeser hat brav gethan, daß er seine gute Tochter nicht eben gegen vieles Geld und großen Geldeswerth hinausgiebt.

Die Männer.

Das ist bei meiner Seele wahr.

Die Frauen.

Ja wohl, ja wohl!

Jakob.

Aber das muß ich euch auch sagen, daß ich gewiß glaube, ein jeder von uns hätte einem braven Sohne eben so gern eine hübsche, reiche Tochter gegeben, als es Leeser gethan hat.

Leeser.

Das Wort ist ehrenwerth und mag dir viel gelten, mein Sohn.

Jakob.

Nun laßt es aber auch gelten, daß Freun-

de, die es so mit euch meinen, von Herzen weg zu euch reden. Wenn es also wahr ist, was hier jeder glaubt, daß ihr uns habt zusammenrufen lassen, um von eurer Stelle abzutreten — so sage ich euch in unser aller Namen, daß daraus nichts werden darf.

Friedr. Wernau.

Lieben Freunde —

Alle Männer.

Das ist unser Wille.

Die Frauen.

Ja ja, das meinen wir auch!

Friedr. Wernau.

Hört mich an! — Wollt ihr mich anhören, meine Kinder?

Alle.

Ja ja!

Friedr. Wernau.

Lieben Freunde — eure Gutheit geht mir sehr zu Herzen.

Jakob.

Drum bleibt in eurer Stelle.

Alle.

O ja, ja!

Friedr. Wernau.

Vergönnt mir eine Frage an euch!

Peter.

Aber wozu? Wir —

Leeser.

Et! — Laßt ihn reden, seid ruhig!

Friedr. Wernau.

Seid ihr zufrieden von meinem Tagewerk, wie ich es bis daher unter euch vollbracht habe?

Alle Männer.

Ja! Ja!

Die Frauen.

Es kann kein besserer Mann kommen!

Friedr. Wernau.

Nun denn — jeder von uns gönnt seinem Arbeiter Ruhe, wenn er fleißig gewesen und es Abend worden ist. Ich kann sagen, die Nacht ist fast eingebrochen über meiner Arbeit — ich bin sehr müde und deshalb bitte ich euch, vergönnt mir ein Stündchen für mich allein, bevor ich zur Ruhe gehe.

Jakob.

Jakob.

So müßt ihr nicht ſprechen — lieber Mann! So nicht.

Friedr. Wernau.

Dieſes Anliegen habe ich euch nun vorgetragen, und ihr könnt es mir warlich nicht verſagen. Aber zuſammenberufen — habe ich euch deshalb, um mit Allen über euch ſelbſt ein Wort zu ſprechen.

Jakob.

Habt ihr Klagen über uns?

Mehrere.

Wie? Klagen!

Friedr. Wernau.

Ich habe Freude gehabt an meinem Thun unter euch, denn ihr ſeid gute Menſchen. Ich kann nicht aus meinem Dienſte treten, ohne euch das zu ſagen.

Jakob.

Ach guter Vater!

Friedr. Wernau.

Ich kann nicht von meiner Arbeit gehen, ohne zu ſagen, wie ich wohl wünſchte, daß

ihr ihn künftig bestellen möchtet, wenn ich nicht mehr Hand anlege. Ihr haltet zu Rathe, was euer Fleiß erworben hat, aber ihr gebt dem Dürftigen und manche niedergebrannte Hütte eurer Nachbarn, hat eure Freigebigkeit schnell aus der Asche wieder aufgebaut. Gern sammlet ihr euch um den, der auf der Straße liegt, nicht um ihn niederzugaffen, sondern ihn unter Dach zu bringen und zu laben. Ihr seid ruhige Bürger, weil ihr Vaterland lieb haben und ihren König. Ihr haltet fest auf den achtbaren Namen unseres Volks. Ihr habt es nicht vergessen — ach, und möchtet ihr es nie vergessen, daß dieser Name durch Heldenthat unserer [illegible] Brüder erworben, durch weise Gesetze erhalten ist. Für dieses kostbare Gut ist mancher Preuße niedergesunken auf dem Schlachtfelde, so mancher edle Mensch ist gestorben in der rastlosen Arbeit für sein Vaterland, (er nimmt den Hut ab) wie der große König selbst gestorben ist.

(Alle entblößen ihre Häupter.)

Friedr. Wernau.

Davon will ich zu euch reden, (er bedeckt ſich)
weil ich nichts mehr dafür thun kann.

(alle bedecken wieder ihre Häupter)

Leeſer.

Es wird euch angreifen, guter Vater!

Friedr. Wernau.

Sorgt nicht. Ich werde jung, wenn ich auf das Wachsthum meines Vaterlandes zu ſprechen komme. — Lieben Landsleute! Es freut unſern König nicht, mit dem Glanze ſeiner Krone ein Prachtweſen zu treiben. Aber er ſetzt wie ein Biedermann ſeine ganze Kraft daran, daß er in dem Glanze leben und ſeyn kann, den zufriedene Seelen auf die Geſichter bringen. Weil es nun ſo iſt: ſo thue jeder für den König und das Vaterland, was er vermag! Vor allen aber dränge Niemand ſich hinan, wo er nicht ſtehen kann, und Niemand hebe eine Laſt auf, die er ſinken laſſen muß, weil ihm die Kräfte gebrechen, ſie zu tragen. Ich wünſche, daß wir uns alle dazu vereinigen — und daß heute an der

Huldigungsfeier Jedermann das in Herz und Willen habe — so ist für die Menschheit eine Summe von Glück gewonnen, und dem Könige wird sein schweres Amt weniger sauer gemacht.

Leeser.

Ihr habt sehr Recht!

Jakob.

Wahrlich, er hat Recht.

Friedr. Wernau.

Hier unter euch möchte ich gern der Erste seyn, der für sein Vaterland thut, was er kann. Diese Ehre gönnt mir, weil ich oft Freiwilliger gewesen bin, wo es etwas zu thun gab. Darum trete ich ab von meiner Stelle, weil ich sie nicht mehr erfüllen kann. Dies ist mein Eid der Treue am Tage der Huldigung. Nun wählt und stellt auf meine Stelle einen kräftigern Mann!

(Allgemeine Bewegung.)

Ich verehre euer Vertrauen — aber so wahr ich mit Ehre gelebt habe — ich trete ab! Es bleibt dabei.

Heinrich Fellmann.

Nun — ſo ziehet in Frieden! Euer Gedächtniß lebt länger als ihr! (zu den Übrigen) Seid ihr aber dem Vater eine Ehre ſchuldig — und Dank — wollt ihr die Schuld abtragen — ſo ſage ich, gebt eure Stimmen ſeinem Sohne!

(Alle ſehen auf Wilhelm Wernau hin und bereden ſich)

Heinr. Fellmann.

Er hat brav gedient, wie der Vater, iſt ein Ehrenmann wie er, mäßig, von einem guten Verſtande und arbeitſam wie der Vater. Der Sohn hat meine Stimme, und die iſt die Stimme eines ehrlichen Mannes, der was erfahren hat in der Welt!

Jakob.

Er hat meine Stimme.

Peter.

Und meine.

Ein Andrer.

Meine.

Mehrere.

Meine, meine!

Alle.

Er iſt es! er ſei es!

Friedr. Wernau.

Ach! tretet doch keinem verdienten Manne zu nahe —

Wilhelm Wernau.

Bedenkt das wohl — ich bitte euch. Da ſind noch Männer, neben denen —

Alle Männer.

Nein! Er ſoll es ſeyn.

Die Frauen.

Ja, ja!

Alle.

Wilhelm Wernau iſt Schulz!

Friedr. Wernau.

Ich danke euch! Ich danke euch! (er ſteht in freudiger Unruhe umher) Wilhelm — Louiſe! Ihr guten Kinder — vor dieſen Zeugen ſei euer Verſpruch. In keinem beſſern Augenblicke könnt ihr geloben, verträgliche gute Menſchen zu bleiben!

Leeſer.

Ja, laßt uns hier unter freiem Himmel an

der Linde, wo unſere Urväter oft und fröhlich verſammelt waren — hier laßt uns den Vaterſegen unſern Kindern geben. (Die Väter führen die Hände des Brautpaars zuſammen) Lieben Kinder, es gehe euch wohl.

Friedr. Wernau.

Immerdar!

Leeſer.

Soll ich euch mit meinem Segen ein Beiſpiel der guten Ehe aufſtellen? Auf unſeres Königs Throne lebt es. Louiſe! Meine gute Tochter — ſei eine ſo freundliche gute Gattin, werde eine ſo treue gute Mutter, als unſere Königin es iſt! Warlich, ſie iſt oft mit dem großen Hausſchmuck angethan, denn ſie hat oft ihre Kinder auf den Armen. So habe ich und viele Menſchen ſie geſehen, das bringt Freude und Muth für den Hausſtand unter gute Menſchen. Die andern ſchämen ſich und — gebt Acht! man wird immer weniger von Scheidung unter Eheleuten hören. (Wilhelm und Louiſe umarmen ſich und wollen an ihre Stellen zurücktreten)

Friedr. Wernau.

Wo wollt ihr hin, lieben Kinder! Bleibt beisammen. Ich sehe euch nun nicht gern mehr getrennt! (Sie umarmen ihn und treten Hand in Hand neben ihn) Wilhelm! Sei immer so gern, so zufrieden und glücklich in deinem Hause, wie der König in dem seinigen. Er gehört zu den allerbesten Hausvätern im Lande!

Leeser.

Gott erhalte den königlichen Hausstand, und Friede und Freude sei mit jedem Hausstande.

Alle.

Friede und Freude!

Friedr. Wernau.

Ehe wir nun auseinander gehen, laßt mich wegen der Dinge, die nach uns kommen werden — (er deutet auf die Linde) von dieser Stäte da — zum letztenmale zu euch reden.

Jakob. Peter.

Ja, thut das, Vater!

(Friedr. Wernau geht auf die Höhe unter der Linde. Alle drängen sich nach der Anhöhe hin. Die Kleinen besteigen die beiden Seitentreppen)

Heinr. Fellmann.

Laßt die Kleinen hinaufgehen und dicht neben ihm ſtehen. Denen wird es am längſten gedenken und ſie können es ſeiner Zeit ihren Nachkommen wieder ſagen, wie wir es gemeint haben.

Jakob. Peter. Leeſer.

Ganz Recht! — Allerdings! — O ja!

(Sie deuten den Kleinen hinaufzugehn)

Friedr. Wernau.

(ſetzt ſich auf die Raſenbank unter der Linde) Einen Augenblick. Meine Knie zittern und mein Herz ſetzt mir gewaltig zu. (er holt einen tiefen Athemzug) Es iſt Viel und Mancherlei, was mir jetzt vor Augen ſteht, ich will es ſo kurz faſſen als ich kann. (er ſteht auf und tritt vor) Liebe Mitbürger! Die Gelehrſamkeit und die Wiſſenſchaft geht wohl nur ſelten aus unſern niedrigen Häuſern in die Welt aus. Aber die Kraft des Vaterlandes in Arm und Herz, ſein Schutz und ſeine Nahrung kommen von uns. Den Schatz laßt uns beiſammen halten; jeder wackere Hausvater iſt Vorſtand von des Vaterlandes Kraft.

Alle.

Ja wohl, ja wohl!

Friedr. Wernau.

An dieſer Stelle ſind unſere guten Vorfahren Jahrhunderte lang in Treue und Liebe zuſammengetreten. Klüger und glücklicher haben wir uns hier verſammelt, immer weiſer und glücklicher werden, hoff ich, unſere Nachkommen hier zuſammentreten — möge dann auch die alte Treue und Redlichkeit mit ihnen ſeyn, die uns beiwohnt! So ſei es nach meinem, nach meines Sohnes Tode und immerdar. — Haltet feſt auf den Preußiſchen Namen. Jeder Preuße hat ſeinen Theil daran, der dafür thut und lebt! Steht immer dicht neben einander, kein Zwieſpalt breche eure vereinte Kraft und ſo wollen wir uns das Wort darauf geben, den Muth für die Erhaltung dieſes Namens auf die Nachwelt zu bringen, dafür zu leben und zu ſterben!

Alle.

Wir wollen es! — Ja, ja! — Das wollen wir!

Friedr. Wernau.

Wenn in dieſem Sinne ein gutes Volk um ſeinen guten König her die Hand ſich reicht — ſo wird Ehre, Wohlfarth und Frieden einheimiſch bleiben!

Leeſer.

(gerührt) Reicht euch die Hände, meine Brüder, gelobt es euch im Stillen, Mütter und Töchter, ein jeder Mann nehme den andern beim Wort des Mannes.

(Alle Männer reichen ſich die Hände)

Alle.

Auf Wort und Eid!

Friedr. Wernau.

Der Segen des abgelebten Kriegers über dieſe Felder, über mein gutes Vaterland, iſt Frieden, Frieden! — Der königliche Hausvater wird ihn ſchaffen und erhalten. Aber kein Frieden kann dauern, wo keine Ehre erhalten wird; wenn dann einſt unſer guter König für Preußens Ehre, des Vaterlandes Heil, für Eigenthum, Geſetz und Heerd ſein Schwerdt ziehen müßte — Brüder! dann ſeid eures Namens eingedenk — der alten Treue — eingedenk eures Eides und kämpft wie Männer.

Alle.

Wie Preußen!

Friedr. Wernau.

(er geht herab) Das sind meine letzten Wünsche! Vergeßt sie nicht.

Mehrere.

(indem sie ihn umarmen) Nimmermehr! Stets wollen wir eurer gedenken.

Friedr. Wernau.

Ich habe euch nicht gebeten, daß ihr den König lieben möchtet. Sein Herz lebt in seinem Thun und ihr seid schon vertraut mit seinem kräftigen Willen. Mit Liebe und Treue geht er uns voran, mit Liebe und Treue wollen wir ihm folgen. Ohne gewaffnete Schaaren wohnte Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm der Gütige mitten unter diesem Volke; in jeder Brust lebt der Schutzengel dieses Königs, der erst am Ende seines Thuns von seines Volkes freier Überzeugung den Namen erworben haben will, den er jetzt schon verdient. (er legt den Hut ab)

Alle. (nehmen die Hüte ab)

Friedr. Wernau.

Gott segne den König und das Vaterland!

Alle.

Gott segne den König und das Vaterland!

Schloßbibl.
Rö[illegible]

1 Dt. Lit. Bü

1798: [illegible]
dass. 2. [illegible]

23. 8 [illegible]

Das Erbtheil des Vaters.

Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen

von

August Wilhelm Iffland.

Leipzig,

bey Georg Joachim Göſchen, 1802.

Sächsische
Landesbibliothek
07. APR. 1989
Dresden

Das Erbtheil des Vaters.

Ein Schauspiel in vier Aufzügen.

Fortsetzung des Schauspiels: Der Essighändler,
von Mercier.

Personen.

Herr Delomer.

Dominique, sein Schwiegersohn.

Dessen Frau.

Peter, ihr Sohn, sechs Jahre alt.

Der alte Dominique.

Marquis de Valiere.

Graf Warbing.

Die Gräfin, seine Gemahlin.

Horfmann, Hauchofmeiſter des Herrn Delomer.

Neurath, Gerichtshalter der Gräflich-Warbingſchen Güter.

Ein Gärtner.

Der Schulz von einem der Gräflichen Güter.

Bedienter bey Dominique.

Dorfgerichte.

Die Handlung geht in Deutſchland auf einem Landgute nahe an der Oſtſee vor.

Sächsische
Landesbibliothek
07 APR. 1989
Dresden

Erſter Aufzug.

Salon bey Herrn Dominique; in der Gemäldeſammlung hängen einige alte Ritter und Edelfrauen.

Erſter Auftritt.

Horſmann. Neurath komplimentiren ſich im Eintreten.

Neurath.

Ich habe zu bitten —

Horſmann. Wird nicht geſchehen.

Neurath. Ich weiß, was Ihnen von nun an gebührt, Herr Haushofmeiſter!

Horſmann. Ihr gehorſamſter Diener, Herr Gerichtshalter! Künftig wie bisher.

Neurath tritt ein und geht vor.

Horſmann. Alſo iſt nun alles in Richtigkeit. Herr von Delomer haben wirklich das hoch-

gräfliche Gut Ihro Excellenz dem Herrn Grafen Warbing abgekauft?

Neurath. Alles richtig. Heute, als an des jungen Herrn Baron von Dominique Geburtstage wird die förmliche Uebergabe hier auf dem Schlosse vor sich gehen.

Horfmann. Gewiß?

Neurath. Ganz gewiß. Die gräfliche Herrschaft ist deshalb unterweges.

Horfmann. Der junge Herr von Dominique wissen gar nichts davon, daß Ihr Herr Schwiegervater, der Herr Baron von Delomer, das gräfliche Gut kaufen, darauf schwöre ich.

Neurath. Es soll ja auch alles eine Ueberraschung für ihn seyn.

Horfmann. Freylich! Es wundert mich nur, daß Ihr Herr Graf das schöne Gut aus der Hand geben.

Neurath. Was ist zu machen! Wir haben viele Schulden; zudem bezahlt uns der Herr von Delomer das Gut weit über den Werth.

Horfmann. Je nun! Er kann zahlen.

Neurath. Das will ich meinen. Ey ja! solche Emigranten, wie die Herren Barone von Delomer und von Dominique, lasse ich mir gefallen. Herren der Art hätten gar nicht genug nach Deutschland kommen können.

Horfmann. Der Herr Graf ſind wohl recht froh über den Verkauf?

Neurath. O ja. Aber die Frau Gräfin ſind, ihrerſeits, wüthend über den Verkauf. Sie haben geſtern Abend dermaßen darüber gezankt, daß man es hinten am Ende des Schloßgartens gehört hat. Bis gegen Morgen um drey Uhr haben ſie gebellt; da wäre ihnen endlich die Stimme ausgegangen, ſagt die Kammerfrau, und ſo hätte es Ruhe gegeben.

Horfmann. Was haben denn die Dame gegen den Verkauf?

Neurath. Es iſt ein altes Stammgut; ferner, merke ich wohl, ſind bey dem Verkauf noch Separatartikel geſchloſſen, die ich nicht erfahre. Darüber beſonders mag der Lärmen losgehen.

Horfmann. Ueberhaupt ſind die gnädige Gräfin kaltſinnig und manchmal recht ſpitzfindig gegen unſere Herrſchaften.

Neurath zuckt die Achſeln.

Horfmann. Woher kommt das?

Neurath legt den Finger auf den Mund.

Horfmann. Nun, wir kennen ja einander, und — brauchen einander noch.

Neurath. Freylich! — Sehen Sie, Herr Horfmann! das kommt von dem reſpektiven Unterſchied. Das hochgräfliche Haus Warbing iſt uralt.

Horfmann. Weiß es, liebſter Herr Neurath! — Sie ſtammen noch von vor Chriſti Geburt her —

Neurath. Nun eben darum! — Mit dem braven Herrn von Delomer, und dem guten Herrn von Dominique, weiß man doch nicht recht, woran man iſt.

Horfmann. Wie ſo?

Neurath. Mit ihrem Adel, will ich ſagen. — Es iſt erſtlich ein Franzöſiſcher Adel. Zweytens hat man doch auch weiter noch keine Dokumente darüber geſehen.

Horfmann. Die ſollen ja in der Revolution mit verbrannt ſeyn.

Neurath. Ja, ja! — Es nennt ſich aber jetzt alles, was über die Grenze kommt, Monsieur de — und ein ächter, gerechter Monsieur de — gilt wahrhaftig immer noch nicht ſo viel, als hier bey uns in Deutſchland ein Herr von und zu.

Horfmann. Das verſteht ſich. Aber wie der alte Herr von Delomer ſagt, ſo liegt das Von in Bretagne.

Neurath. Da ſind ſie davon gegangen.

Horfmann. Richtig! Nun ihr zu beweiſen die Kapitalien, womit ſie ſich ankaufen.

Neurath. Der junge Herr von Dominique ſind gar nicht hoffärtig; die ſprechen gar nicht von ihrem Stammhauſe und Adel.

Horfmann. Sie sind überhaupt ein stiller, mäßiger, guter Herr; wenn der Papa, der Herr von Delomer, so recht hoch gehen, betrüben sich der Herr von Dominique darüber.

Neurath. Das sagt man. Kurios!

Horfmann. Ich habe es dem Kinde beygebracht, zum Herrn von Delomer immer — Gnädiger Großvater! zu sagen; darüber hat er mich recht angefahren. Er ist ein wahrer Landmann, so auch die junge gnädige Frau. Aber der alte Herr von Delomer, die gehen sehr hoch und ins Große.

Neurath. Freylich! Der Herr von Delomer sollen aber für gewiß zu Paris ehemals Handel und Wandel getrieben haben.

Horfmann. So? Du mein Gott! Herr Neurath — wir wissen ja, wie es jetzt in der Welt geht. Jedermann handelt; alles ist feil, und jedermann läßt sich behandeln. Uebrigens sollen der Papa, der alte Herr von Dominique, wie der Herr von Delomer sagt, ein respektabler Kavalier seyn, und noch jetzt in Bretagne hausen.

Neurath. Nun — was geht es uns an, wovon? Sie haben, wozu. Es sind eben Emigrirte, sie haben baar Geld geflüchtet; das öffnet ihnen Thüren und Herzen; also muß man es so genau nicht nehmen.

Horfmann. Es muß ihnen indeß bey uns in Deutschland wohl so gut gefallen, als in ihrem hochseligen Frankreich, denke ich.

Neurath. Ey, es kauft sich ja überhaupt hier bey uns an der Ostsee Jedermann mit Land und Leuten an, der nur Geld hat.

Horfmann. Leider! Gott sey es geklagt! müssen die fort ziehen, die kein Geld mehr haben.

Neurath. Wenn nur das Geld bleibt! das Geld ist die Hauptsache; die Menschen mögen fallen oder aufstehen, gehen oder kommen; wo Geld ist, da sind wir beide gut.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Bedienter.

Bedienter. Sr. Excellenz der Herr Graf von Warbing sind angekommen, und verlangen den Herrn Gerichtshalter.

Neurath. Sogleich! — Das geht an die Uebergabe des Gutes. Geht ab.

Horfmann. Nun, Musje Jakob! hat man bedacht, daß heute ein großer Tag ist?

Bedienter. Des jungen Herrn Geburtstag.

Horfmann. Des jungen Herrn? Seht doch, wie tölpelhaft! Des jungen gnädigen Herrn, des Herrn Barons von Dominique, so sagt man.

Bedienter. Er wills ja nicht haben.

Horfmann. Macht nichts!

Bedienter. Er hat mir alle Titel verboten.

Horfmann. Macht nichts! Er muß sie haben. Nun, hat man meine Aufträge erfüllt? Der Wein?

Bedienter. Ist fortirt, und herausgesetzt.

Horfmann. Der Tisch für die Musikanten — ihr Frühstück?

Bedienter. Ist im Park, hinter dem neuen Tempel, im Bosquet angerichtet.

Horfmann. Giebt der Gärtner Acht, daß sie sich nicht im Getränk übernehmen, ehe der Aktus angeht?

Bedienter. Es ist ihm bedeutet.

Horfmann. Wer giebt Acht, daß sich der Gärtner nicht im Getränke übernimmt?

Bedienter. Seine Frau.

Horfmann. Haben der Kantor und seine Jugend Kuchen genug?

Bedienter. Einen Berg von Kuchen.

Horfmann. Wohl! Essen mögen sie im Ueberfluß! Nur vor Nachts kein Getränke, sonst kommen sie aus dem Takt.

Bedienter. Der Kantor meint, wenn sie nur erst im Takt wären.

Horfmann. Das geht den Kantor und den Hofmeister an, welche die Singerey besorgen. Verse, Musik und Gesang zu herrschaftlichen Festtagen, das ist so neu aufgekommenes Wesen, das braucht ein Haushofmeister nicht zu verstehen. Ehrenpforten — Vorschneiden, Illuminationen, Küche, Keller und Rechnungsbuch — darin bin ich perfekt.

Bedienter. Ja, das haben Sie mir schon oft gesagt.

Horfmann. Wenn ihr's nur zu Herzen nähmt! — Was ich sagen wollte — Ist der Rasen um den neuen Tempel gestern Abend begossen, daß er heute schön frisch leuchte?

Bedienter. Wir haben ein Faß Wasser nach dem andern hingefahren, bis spät in die Nacht.

Horfmann. Schön! denn das ist des Herrn Barons Lieblingsplatz.

Bedienter. Mit dem Platze und dem Tempel muß es eine kuriose Beschaffenheit haben.

Horfmann. Der Herr Baron haben diesen Tempel ihrem gnädigen Papa, dem alten Herrn Baron von Dominique, zu Ehren gebaut.

Bedienter. Ich kann Ihnen sagen, an dem Platze habe ich den jungen Herrn schon etliche Male weinen sehen.

Horſmann. Ihr ungeſchliffener Gaſt! was ſagt ihr da? was unterſteht Ihr Euch?

Bedienter. Weiß Gott! das habe ich geſehen.

Horſmann. Nichts habt Ihr geſehen. — So ein Herr wird weinen — dummer Menſch!

Bedienter. Nun! ich werde doch Thränen kennen — ich!

Horſmann. Einen Katarrh mag der gnädige Herr gehabt haben —

Bedienter. Nun, ich weiß, was ich geſehen habe.

Horſmann. Wollt Ihr fort! Ihr Lügner!

Bedienter Geht ab.

Horſmann. Ich weiß wohl, daß er Recht hat. Er weint nur gar zu oft da. Aber ein treuer Diener muß die Gebrechen ſeiner Herrſchaft verſtecken. Wenn das unter die Leute kommt mit den Thränen — kein Menſch wird es glauben, daß er von vornehmer Geburt iſt.

Dritter Auftritt.

Herr Delomer. Horſmann.

Delomer. Wie iſt's, Horſmann? Alles in Ordnung?

Horſmann. Alles.

Delomer. Aber hier ſind nur vier Lehnſtühle; fünf Lehnſtühle habe ich ja befohlen.

Horſmann. Ich will gleich —

Delomer. Einer für Graf und Gräfin dort rechts, einer in die Mitte für mich.

Horſmann. Excellenz Graf und Gräfin rechts; der gnädige Herr in der Mitte; die junge Herrſchaft links — ſehr wohl! Geht.

Delomer. Horſmann!

Horſmann kommt. Euer Gnaden!

Delomer. Die Muſik dort in das Nebenzimmer —

Horſmann. Nicht im Park?

Delomer. Nein, nicht im Park.

Horſmann. Und der Kantor mit den Kindern?

Delomer. Alle in das Nebenzimmer! Die Gerichtsperſonen kann man erinnern, daß ſie meinem Schwiegerſohn die Hand küſſen.

Horfmann. Beyleibe — den Rock!

Delomer. Pfui! — Ach! ſie mögen ihm auch nur die Hand geben. Er wird mehr ihr Freund ſeyn, als ihr Herr.

Horfmann. Das thut mein Lebtage kein gut, gnädiger Herr! Wenn die Unterthanen die Hand haben, und reſpektive Freunde ſind, nehmen ſie den ganzen Mann und partagiren die ganze Herrſchaft. Darum ſubmittire ich gehorſamſt, daß ſie, als Leibeigene, ihren gemeinen Mund nur an den Rock bringen dürfen.

Delomer. Horfmann, das iſt gemein gedacht.

Horfmann ſubmiß. Ich verſtehe.

Delomer. Und wenn ich Ihm ein Zeichen gebe, geht die Muſik an.

Horfmann. Wie ſoll das Zeichen geſtaltet ſeyn? Ich bin gern pünktlich.

Delomer. Ich werde Ihm mit dem Kopfe zunicken.

Horfmann. Sehr wohl. Und die Speiſetiſche?

Delomer. Bleiben im Park.

Horfmann. Alſo am Tempel geht nichts vor?

Delomer. Da werden wir in der Stille ein herzliches Wort reden.

Horfmann. Und niemand darf hinkommen?

Delomer. Niemand.

Horfmann. Aber die Leute aus dem Dorfe haben ſich ſo gefreut —

Delomer. Sie können gehen, wo ſie wollen; nur am Tempel ſoll niemand ſeyn, wenn wir dort ſind. Wenn Er einen Kourier hört —

Horfmann. Das iſt alles beſtellt; ſo wie er ſich blicken läßt, wird er mir gemeldet —

Delomer. Und Er ruft mich gleich, und —

Horfmann. Ganz verſtohlen. Gott! Euer Gnaden! ich bin ja der Mann, der alles begreift. Malen Dieſelben einen Punkt auf ein leeres Blatt Papier, ſo rathe ich den Buchſtaben, der darunter gehört. Geht ab.

Delomer. Nun denn! So bin ich denn jetzt dicht am Ziel meiner Wünſche. Meine Kinder, die wackern Seelen, die des Guten ſo viel verdienen — werden zu Glück und Ehre erhoben. Zu einer Zeit, wo ſo mancher alles verliert, — gewinnen ſie, was ſie nie hoffen durften. Braver Dominique! ich kann deine Treue dir vergelten. An deinem Geburtstage kann ich dir ſagen: — Du haſt mein Glück neu geſchaffen; nimm aus der Hand deines Vaters den Lohn dafür!

Vierter Auftritt.

Delomer. Der junge Dominique.

Dominique. Guten Morgen, lieber Vater! Sie sind heute sehr früh auf.

Delomer. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, so habe ich auf diesen Morgen mich gefreut.

Dominique. Ich bitte um ein Geschenk, und an diesem Tage werden Sie es nicht verweigern.

Delomer. Und das Geschenk ist?

Dominique. Daß Sie nun Ihr Wort halten, hier mit uns zu wohnen.

Delomer. Bald, bald soll das geschehen.

Dominique. Des Handels überdrüßig, ziehe ich daher, auf einer Meyerey ohne Geräusch Landwirthschaft zu treiben. Sie überreden mich, statt deß, dieses Gut zu kaufen. Auf Ihren Wunsch richte ich dieß Schloß ein, weil Sie es mit uns bewohnen wollen —

Delomer. Nur Geduld! wir kommen dahin.

Dominique. Sie selbst endigen alle Geschäfte, und bewohnen zwey Meilen von hier ein kleines unansehnliches Haus —

Delomer. Machen Sie mich nicht plaudern, Dominique! Es ist noch nicht Zeit dazu.

Dominique. Für mich allein ist dieser Besitz hier viel zu prunkvoll —

Delomer. Das finde ich nicht.

Dominique. Man hält uns mit Gewalt für Edelleute —

Delomer. Mag man doch!

Dominique. Meine Verlegenheit darüber —

Delomer. Ihre übertriebene Anspruchlosigkeit macht Verlegenheit.

Dominique. Die benachbarten Edelleute verkehren immer hier, und so wird mir eine Lebensweise aufgenöthigt, bey der ich weder Ruhe noch Vergnügen habe.

Delomer. Unsre Herrn Nachbarn brüsten sich mit dem Adel, den sie nicht besonders verdienen. Der thätige Bürger darf wohl hinaufrücken, und erwerben, was er verdient.

Dominique. Den Adel? Um keinen Preiß! Ich will bleiben, was ich bin.

Delomer. Dominique! — Doch jetzt keine Erklärung darüber! Im Allgemeinen nur so viel — Sie müssen die Freude meines Alters nicht stören.

Dominique. Mit jedem Opfer will ich sie befördern. Aber —

Delomer. Darauf baue ich ganz.

Dominique. Aber —

Delomer. Lieber Sohn! verderben Sie mir keine Freude!

Dominique. Haben Sie nicht geſehen, wie es mich quält, wenn die Gräfin Warbing nach meinem Herrn Vater fragt, und wo ſein Schloß in Bretagne läge —

Delomer. Nun — laſſen Sie mir doch den kleinen Spaß!

Dominique. Sie haben den Leuten das ſo ernſtlich verſichert, — daß ich leider ſchweigen muß.

Delomer. Mein Sohn! es iſt Ihnen gut, daß ich zuweilen durch Ihren Sinn fahre. Sie ſind ſehr unterrichtet, Sie haben viel Verſtand; — aber Sie haben noch viel zu viel Jugendphantaſien, und ſchwärmeriſche Träume. Sie kennen die Welt nicht genug. In ſechs und zwanzig Jahren wirft man manches von ſich, was nachher nicht wieder zu erlangen iſt. — Wieder in tiefen Gedanken?

Dominique. Wenn ich meines ehrwürdigen Vaters denke, und daß ich den Anſchein gebe, als wäre der wackere Bürger mir zu gering — Sie glauben es nicht, wie ſchmerzlich mir dann zu Sinne iſt. Ach! wäre er dahin zu bringen geweſen, Paris zu verlaſſen, lebte er hier mit uns, und führten wir ferner das Leben thätiger Bürger, wie glücklich wären wir! Welch ein Himmel auf Erden wäre das!

Delomer. Konnten wir in der Schreckenszeit zu Paris bleiben? War es nicht Ihres Vaters ernster Wille, daß wir flüchten sollten?

Dominique. Ach! daß meine heißen Bitten ihn nicht vermögen konnten, uns zu begleiten. Sechs Jahre von ihm getrennt — und seit vier Monaten nicht eine Zeile von ihm — nicht eine Zeile! Mein Herz ist so bewegt, und heute mehr als jemals.

Delomer. Haben unsere Freunde nicht vor vier Wochen gemeldet, daß er lebe und recht frisch sey?

Dominique. Warum sagt er nicht ein Wort? Bin ich ihm nicht mehr werth? — Weiß er, daß ich zugebe, daß er hier für einen Edelmann ausgegeben wird? Wenn er es weiß, — so begreife ich sein Stillschweigen. Das wird er mir nie verzeihen.

Delomer. Morgen davon! Nur heute nicht. Hören Sie — heute davon nichts!

Dominique. Ich kann meinen Worten gebieten — meinen Gefühlen nicht.

Delomer. Und seyn Sie gegen unsere Gäste recht freundlich!

Dominique. Ach diese Gäste! Der Herr Graf und die Frau Gräfin —

Delomer. Nun ja doch! Die Gräfin ist eine Närrin, ich räume es ein, und der Herr Graf

iſt ein flacher Menſch. Nach und nach werden wir ihrer los. Nur heute ſeyn Sie freundlich mit ihnen, das verlange ich. Leiden Sie es, daß Sie heute noch Herr von Dominique ſind, morgen — ſoll dieſe Unwahrheit Sie nicht mehr kränken.

Dominique. Meine Aufrichtigkeit, lieber Vater, kann Sie unmöglich beleidigen.

Delomer. Sie haben ſo viel Gutes und Liebenswürdiges, daß es Pflicht iſt, ihrem Eigenſinne die Geduld nicht zu verſagen. — Nun! habe ich denn alle Ihre Grillen verſcheucht?

Dominique. Noch etwas drückt mich.

Delomer. Nennen Sie es! — denn ich muß Sie heute ganz unbefangen ſehen und froh.

Dominique. Seit unſerer Ankunft in Deutſchland haben Sie mir kein Wort mehr von Ihren Geſchäften geſagt. —

Delomer. Meine Geſchäfte ſind ja zu Ende. Wir ſind im Hafen, und faßten beide den gleichen Entſchluß, in den Stürmen des Handels nicht mehr wagen zu wollen.

Dominique. Ihre Geſchäfte müſſen die letzten Jahre her, allem Anſchein nach, mit ungewöhnlichem Glück betrieben worden ſeyn —

Delomer. Nun ja —

Dominique. Fern iſt von mir Neugier und Eigennutz.

Delomer. Das weiß ich.

Dominique. Ehedem machte es Ihnen Freude, über Ihre Geschäfte mit mir zu reden; die Unruhen und Freuden Ihrer Spekulationen mit mir zu theilen. — Wodurch habe ich dieß Vertrauen verloren? wodurch?

Delomer. Sie sind mir werth, wie mein eigner Sohn. Wenn ich diesen und jenen für mich günstigen Vorfall verschwiegen habe, — so schreiben Sie das einer gewissen Zartheit zu, die auf die herzlichste Liebe für Sie gegründet ist. — Von dem allen — morgen! Ganz gewiß morgen ausführlich über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft!

Dominique. Nun — so möge der morgende Tag uns alle wieder in die vorige Fröhlichkeit bringen! Seufzt.

Delomer. Das soll er, das wird er — wenn Sie gerecht sind.

Fünfter Auftritt.

Madam Dominique. Vorige.

Madam Dominique. Sieh nur, Dominique, wie mich der Vater zu deinem Geburtstage geschmückt hat. Sie deutet auf kostbare Brillantohrringe.

Dominique. Ich danke Ihnen dafür. — Ach lieber Vater! als Sie diese Hand in die meinige legten, haben Sie jeden Tag meines Lebens zu einem Feiertage geweiht.

Delomer. Ihr guten Kinder! Ihr lieben Seelen! Kann ich denn wohl genug für euch thun? Nein, es ist kein Glück so groß, das ihr nicht verdientet. Könnte ich doch viel mehr für euch thun! Gott sey mein Zeuge, ich würde für euch mit Freuden sterben.

Madam Dominique tritt zwischen beide. Sie beiden und unser Sohn — ach! — Hier fehlt nur der Fünfte, um uns zu den glücklichsten Menschen zu machen.

Dominique. Der Fünfte! seufzt. Ständen wir neben diesem Fünften auf vaterländischem Boden — wie gern wollte ich Glanz, Gut und Gemächlichkeit hier zurücklassen —

Delomer. Das kann nicht seyn.

Dominique. Wie gern wollte ich für alle arbeiten! Anstrengung der Seele oder der Hände wollte ich unermüdet geben, wenn der schöne Himmel des Vaterlandes über uns lächelte!

Delomer. Diese Schwärmerey —

Dominique. Sie ist mir Religion.

Delomer. Ist eine liebenswürdige Schwachheit.

Dominique. Sie ist sehr stark in mir.

Delomer. Weg damit! — für heute. Wenigstens für heute!

Dominique. Ach mein Vater!

Delomer. Mein guter Sohn!

Dominique. Sie verschieben vieles auf morgen.

Delomer. Und morgen werdet ihr finden, daß ich euer Glück nie verschoben, daß ich es immer vor Augen hatte, bey jedem Gedanken, in allem Thun. Mir wird wenig davon mehr zu Theil; denn mein Weg ist gemacht. Werdet ihr mir morgen freundlich die Hand reichen — werdet ihr um des Willens halber dem Vaterherzen Nachsicht schenken, — so achte ich mich belohnt. Geht ab.

Sechster Auftritt.

Madam Dominique. Dominique.

Madam Dominique. Dominique!

Dominique. Julie!

Madam Dominique. Ich weiß, — es geht nicht alles, wie es gehen sollte.

Dominique. Ach!

Madam Dominique. Aber heute ſuche es zu vergeſſen. Sey freundlich, lieber Mann!

Dominique. Ich bin ſehr gerührt, recht herzlich, das weiß Gott. Du verkennſt mich gewiß nicht.

Madam Dominique. Mit jedem Tage ſchließe ich mich inniger an deine Empfindungen.

Dominique. Darum verhehle ich dir nicht, daß ich für Morgen zittre.

Madam Dominique. Was kann ein ſo zärtlicher Vater thun, das einen ſo guten Sohn zittern machen könnte?

Dominique ſehr tief. Ach!

Madam Dominique. Was fürchteſt du?

Dominique. Heheit!

Madam Dominique. Seyn wir auch nicht zu hart gegen die Schwäche, womit ein thätiger, reicher Bürger am Ziele einen Lohn ſucht, deſſen wir freylich nicht bedürfen —

Dominique. Der uns unglücklich macht.

Madam Dominique. Den wir uns beſcheiden gefallen laſſen, und unſre Ehre in dem Gehorſam finden, womit wir dem Vater folgen.

Dominique. Wir werden zum Gelächter.

Madam Dominique. Durch kindliche Geduld?

Dominique. Das ist nicht alles. Wir könnten strafbar werden, liebe Julie!

Madam Dominique. Wodurch?

Dominique. — Ich will den morgenden Tag abwarten.

Madam Dominique. Strafbar? Darüber darf kein Geheimniß unter uns bleiben. Sage mir alles!

Dominique. Liebe Freundin, es giebt Besorgnisse, die allein dem Manne gehören.

Madam Dominique. Wenn es der Frau an Muth fehlt und an Willen, sie zu tragen. Seit wann scheine ich dir so schwach?

Dominique. Seit ich mich selbst unzuverlässig gefunden habe, lege ich keine erdrückende Last auf Andere.

Madam Dominique. Unzuverlässig? Du?

Dominique. Vergißt du, was um uns vorgeht? Man nennt mich Baron von Dominique, und ich habe dem aus — unzeitiger Rücksicht nicht widersprochen.

Madam Dominique. Es ist gut, über Thorheiten zu lächeln, und ich halte es für weise, nicht jede Schwäche mit Strenge zu verfolgen.

Dominique. Ich hätte das durchaus nicht zugeben müssen.

Madam Dominique. Mußteſt du den lächerlich machen, der es ſich überſehen hatte, dieſen Irrthum zu veranlaſſen?

Dominique. Von dieſem Irrthume ſchreibt ſich alles, was mich beengt und beugt —

Madam Dominique. Dominique!

Dominique. Darauf ruhet das Gebäude der — Verkehrtheiten, die geſchehen ſind —

Madam Dominique. Lieber Dominique!

Dominique. Und die uns unmittelbar bevorſtehen.

Madam Dominique. Du haſt einen redlichen Mann bey Wort und Ehre erhalten; du haſt lieber heimlich leiden, als meinen alten Vater lächerlich werden laſſen wollen. Nimm dafür einen Händedruck von Herzen aus, und den Kuß der dankbaren Liebe!

Dominique umarmt ſie.

Madam Dominique. Auf unſrer Flucht, wenn der Tod uns zur Seite ſtand, fühlteſt du dich durch mich ſo mit Muth beſeelt. Laß meine Liebe jetzt nicht weniger gelten, da ſie für deine Geduld dich nicht reicher belohnen kann.

Dominique. Ach Julie! — du kannſt alles aus mir machen. Seit du das ſo innig geſprochen haſt, — — iſt auch das Verdienſt dahin, was ich mit meiner Geduld um dich zu haben glaubte. Es

ſey darum! Je mehr ich deinen Werth empfinde, je glücklicher bin ich. —

Horſmann. bringt den fünften Lehnſtuhl.

Dominique. Nun — ich ſehe denn wohl, daß mir irgend eine Maskerade bevorſteht, die mir vielleicht ſehr weh thun wird, ſo gut ſie auch gemeint iſt. Ich will den Zwang unterdrücken, der mir damit aufgelegt wird, ſo lange ich irgend kann. Aber Eins gelobe mir —

Madam Dominique. Was?

Dominique. Wenn es ſo weit kommen ſollte, daß du ſelbſt es dir geſtehen müßteſt, es gehen Dinge vor, die meine Grundſätze umſtoßen, meinen Charakter durchaus zweydeutig machen, — dann gebrauche nicht die Gewalt der Liebe, meine Empfindungen zu bekämpfen, ſonſt werde ich ganz kraftlos, und ſterbe ab an deiner Seite.

Madam Dominique. Wenn es ſo weit kommen ſollte, — ſo werde Bürger oder Bauer! Die Seele, welche die Deinige ſo ganz verſteht, kann dann weder bitten, noch klagen.

Dominique. Nun bin ich getroſt, gefaßt auf alles, und gehe dem Sturm an deiner Hand entgegen. Geht.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Graf und Gräfin Warbing.

Wechſelſeitige Empfangskomplimente.

Dominique. Herr Graf!

Graf. Der Ihrige, lieber Baron!

Gräfin küßt Madam Dominique. Guten Morgen! Da tragen Sie ja ein Paar allerliebſte Ohrgehänge —

Madam Dominique. Ein Geſchenk meines Vaters.

Gräfin. Sehr ſchön! Recht viel Geſchmack! Der Herr Vater verſtehen ſich wohl auf den Artikel?

Graf. Sehen Sie, liebe Comteſſe, da iſt das glückliche Paar allein beyſammen. So findet man ſie doch ſtets bey einander.

Gräfin. Ja, recht unzertrennlich.

Graf. Ich eſtimire beiderſeits recht glücklich, daß ſie ſich ſo in einander zu ſchicken wiſſen.

Dominique. Es iſt wohl etwas mehr, als das bloße Ineinanderſchicken.

Gräfin. Ja! Ein rechtes Hirtenleben.

Graf. So arkadiſch! Oui!

Gräfin. Um so verdienstlicher ist diese exemplarische Ehe, da dergleichen sonst in ihrem Vaterlande nicht sehr zu Hause zu seyn pflegte —

Graf. Ey — so hie und da auch wohl.

Gräfin. Wenigstens nicht in den ersten Häusern, da war man anders routinirt.

Dominique. Haben die Frau Gräfin wohl darüber nachgedacht, wie sehr die schlechten Ehen der ersten Häuser das Ganze deroutinirt haben?

Gräfin. Hm! Das ist eine Reflexion, die ganz der Feyerlichkeit eines Geburtstages angemessen ist.

Graf. Mais, il n'a pas tort.

Gräfin. Ich statte meine Gratulation ab, Herr Baron!

Dominique verneigt sich.

Gräfin. Wenigstens haben wir der moralischen Deroute Ihres Vaterlandes die Ehre zu danken, daß Sie Ihr Stammschloß verlassen, und den deutschen Boden besucht haben.

Dominique. Ach!

Gräfin. Nicht wahr? Aus Bretagne stammen die Herrn Barone von Dominique?

Madam Dominique. Wir sind hier so gut aufgenommen, daß wir es für billig halten, aus Dankbarkeit unsers Vaterlandes selten zu erwähnen.

Gräfin. Mögen Sie hier alle Verluſte verſchmerzen, die Sie erlitten haben! Wahrlich, wenn ich mir das lebendig denke, — was Sie zurück gelaſſen haben — das Stammhaus — die Unterthanen!

Dominique. Wenigſtens darf ich verbürgen — Er hält inne.

Gräfin. Was, Herr Baron?

Dominique. Daß ich niemals Unterthanen verkauft haben würde.

Gräfin. Schön! Auch traue ich Ihnen jeden andern Handel eher zu. Seufzt. Wer aber Unterthanen aus der Hand geben muß, dem rathe ich, ſie an ebenbürtige Familien zu überlaſſen. Denn wer ſo ein Stammhaus an — ich will ſagen — Kaufleute abgiebt, der riskirt, eine Reſidenz in eine Puderfabrik noch bey ſeinem Leben verwandelt zu ſehen. Pauſe. Was meinen Sie dazu?

Dominique. Ein Schloß verzehrt, eine Fabrike ernährt.

Gräfin. So? Hm! Sind der Herr Delomer — ach! — Sie entſchuldigen — der Herr von Delomer auch der Meinung?

Graf. Der Herr Baron von Delomer haben ein nobles Gemüth unter andern —

Gräfin. Und er hat, Gottlob! viel Geld ſauvirt. Wie iſt ihm das gelungen? Aha, vermuthlich in Wechſeln. Ja, ja! Er iſt ein verſich-

tiger Mann, der wohl mit soliden Häusern liirt war. Ha ha ha! Sie setzt sich. Werden der Herr Graf ewig da stehen bleiben? Setzen wir uns!

Madam Dominique. Wir erwarteten Ihre Anordnung, Frau Gräfin! —

Gräfin. Ja, von Anordnungen — setzen Sie sich doch zu mir, Frau von Dominique! — Sie entschuldigen, daß wir so früh lästig fallen! Aber der Herr Vater haben es angeordnet, daß mein Gemahl und ich bey einem Bouquet gegenwärtig seyn sollen, was er dem Herrn Baron da zu machen denkt.

Graf. Ja, es ist eine freundschaftliche Bedingung von seiner Seite.

Gräfin. Gar sehr freundschaftlich. Es ist überhaupt ein sehr freundschaftlicher Mann.

Dominique. Die Frau Gräfin werden begreifen, daß ich von seinem Geschenk nicht unterrichtet bin.

Graf. Natürlich.

Gräfin. Freylich — die Surprise bey einem Cadeau ist die Hauptsache! O das ist so recht häuslich. So recht — bürgerlich gut gedacht.

Madam Dominique. Du hast noch manches Geschäft zum Empfang unsrer Gäste — die Frau Gräfin werden mir die Unterhaltung erlauben.

Gräfin. Sehr gern. Sie sind noch nicht ganz arrangirt. Sie sind noch im Schlosse nicht

ſo recht gewohnt — ſo — eingewohnt, will ich ſagen, geniren Sie ſich nicht.

Dominique beſtig. Madam —

Gräfin. Was beliebt? —

Mad. Dominique. Nun, lieber Dominique!

Dominique. Frau Gräfin! — Ich bin in meinem Hauſe ſehr eingewohnt — wenn mich etwas verlegen machen kann über die Art, wie ich mich darin zu nehmen habe, — ſo iſt es der ſanfte Ton, den dieß liebe Auge da zu meinem Herzen geleitet. Geht.

Gräfin. Es iſt zum Bewundern, wie der Mann den Ton der großen Welt inne hat.

Graf. Recht — recht galant, en verité.

Achter Auftritt.

Vorige. Delomer. Horſmann. Schulz und Gerichte. Neurath.

Delomer. Vergebung, daß ich warten laſſe! Er tritt in die Mitte.

Graf. Nun friſch weg, Herr Baron! Ohne Eingang!

Gräfin. Zum intereſſanten Ende!

Graf. Nun, da wären wir denn alle beysammen. Nun zur Sache, Herr Neurath! Ohne Formalitäten.

Dominique zu Delomer. Diese Leute — deutet auf die Bauern.

Delomer. Nur eine kleine Geduld, mein Sohn! Zum Grafen. Sie erlauben also jetzt —

Graf. Ja doch! Nur zu, Herr Neurath —

Neurath. „Nachdem Ihro Excellenz, der „Herr Graf zu Warbing" —

Horfmann. Mit Erlaubniß, es kann noch nicht angehen.

Delomer. Weshalb?

Horfmann. Wir ſitzen nicht recht —

Gräfin. Was iſt das?

Delomer. Nur weiter —

Horfmann. Euer Excellenzen kommen dort rechts zu ſitzen.

Gräfin. Das iſt ja allerliebſt — recht décent —

Delomer. Horfmann! Was ſoll das?

Horfmann. O ich habe alles wohl behalten. Mein Herr Baron von Delomer gehören in die Mitte; — und die junge gnädige Herrſchaft dort linker Hand; — die gräflichen Excellenzen dort rechter Hand.

Gräfin. Ich gehorſame. —

Graf. Nun, nun! — Man ſetzt ſich.

Delomer. Euer Excellenz verzeihen — Horſmann, das war überaus einfältig!

Graf. Nur weiter, Herr Neurath — wo wir ſtehen blieben.

Neurath. „— Das Gut Felbenſtein, nebſt „Schloß, Unterthanen, Waldungen, Wieſen, „Äckern und dem Inventarium dem hochgebornen „Herrn, Herrn Baron von Delomer käuflich über„laſſen, und aller weitern Anſprüche darauf ſich „begeben haben: ſo geſchieht hiermit die Uebertra„gung gedachten Gutes und Unterthanen an hoch„gedachten Herrn Baron von Delomer in aller „Form, vor gegenwärtigen Zeugen, und werden „die Unterthanen hiermit an Herrn Baron von „Delomer und deſſen Erben gewieſen, übertragen, „und aller Pflichten gegen das gräfliche Haus War„bing entlaſſen.“ — Er übergiebt Delomer das Inſtrument. Gott erhalte die neue Herrſchaft! Vivat!

Die Bauern treten zu Delomer. Vivat!

Gräfin. O ja! — Vivat! — j'enrage!

Delomer. Lieben Kinder! Ich nehme euch mit Liebe und Vertrauen an, beſtätige alle eure Rechte, Privilegien und Herkommen, und gebe euch in die Hand meines geliebten Sohnes dort. Gebt ihm den Handſchlag der Liebe und Treue!

Madam Dominique weint.

Dominique. Mein Gott — lieber Vater — ich kann nicht — ich bitte, ich beschwöre Sie.

Delomer. Fassung und Entschluß, lieber Sohn!

Schulz. An wen wenden wir uns denn? — Wo gehören wir hin?

Delomer. Dorthin an den jungen Mann, der wahrlich euer Glück machen wird. Glaubt mir, daß er mehr empfindet, als er spricht.

Horfmann. Nun, so küßt doch die Hand!

Schulz will es thun.

Dominique. Ehrlicher Mann, so steht es nicht. Ich nehme den Händedruck eines wackern Mannes an. — Das ist alles, was ich jetzt auf das, was hier vorgeht, zu sagen haben kann.

Schulz. Gnädiger Herr! — zu geben haben wir nicht viel; denn wir sind bisher recht in der Ordnung ausgesaugt worden; — aber wir wollen wie ehrliche Leute alles thun, was recht ist.

Delomer. Und da ich uns nun mit Recht für Eingeborne halte, so ist hier das Diplom des deutschen Adels für meine Kinder.

Dominique will fort.

Madam Dominique hält ihn auf.

Delomer. Empfangt die Gabe eines dankbaren Vaters mit Wohlwollen!

Madam Dominique weint und küßt ihres Vaters Hand.

Dominique. Ich — kann — er näheret sich ihm. O Gott! Gott! Er tritt zurück. Ach! das fürchtete ich wohl.

Gräfin. Ein Adelsdiplom — nun — Vivat!

Alle. Vivat!

Dominique. Ich vergehe.

Aus dem Nebenzimmer hört man eine Musik.

Der kleine Dominique geht zu seinem Vater, und giebt ihm ein Bouquet. Da! Nimm das Geschenk, den Blumenstrauß aus meinem kleinen Garten, lieber Vater!

Dominique nimmt es hastig, bedeckt das Gesicht. O welch ein Andenken rufst du zurück!

Delomer tritt zu ihm. Was machen Sie? laut. Was ist ihm?

Dominique. Ein solches Geschenk aus unserm kleinen Garten erhielt ich sonst alle Jahre am Geburtstage von meinem Vater. Vater — Vater! ehrlicher alter Vater! Geht ab.

Delomer folgt.

Madam Dominique. Einfache Freude hat für uns den größten Reitz — ich muß seine schöne Empfindung mit ihm theilen. Geht ab.

Die Bauern folgen.

Horfmann ins Nebenzimmer. Haltet das Maul! Es ist nichts!

Neurath. Tauſend Element! Was iſt das? Das muß ich wiſſen. Läuft nach.

Gräfin. Jetzt weiß ich alles.

Graf. Ma chere! Sie waren brillant; aber zu ſkoptiſch.

Gräfin. Sie haben nun, leider! das Gut; aber auch ihren Aerger.

Graf. Hätte ich nur ſchon das andere Geld! Die 10000 Thaler vom Separatartikel. Wenn nun alles zurückgeht?

Gräfin. Es muß zurückgehn. Ich will nichts davon wiſſen. Edelleute? Gauner ſind es.

Graf. Pſt! Nicht ſo laut! Sie haben doch Geld in Menge.

Gräfin. Je nun! Es iſt in der Revolution manches dem rechten Eigenthümer entwendet —

Graf. Kann ſeyn; aber ſie haben es doch nun.

Gräfin. Ich denke es noch zu erleben, daß ſie alle als Gauner ausgeliefert werden. Gerechter Gott! Und wie wird man ſich nachher haben, daß man mit dem Volke gelebt, gegeſſen, ſie titulirt hat!

Graf. Dann ignorirt man ſie.

Gräfin. Und haben Sie denn die Brillanten geſehen, die die Kreatur in den Ohren hatte?

Jetzt nur gleich nach! Das muß ich alles heute noch wissen. O sie sollen vor Wuth platzen. Ich will sie recht langsam sterben lassen. Geht ab.

Graf. Ja — aber wenn ich das Geld nicht bekommen hätte, — so stürbe ich decidirt am langsamsten. Die Comtesse hat einen heroischen Geist. — Schade nur, sie fällt gleich so mit der Thür ins Haus. Geht ab.

Zweyter Aufzug.

Eine Gegend des Parks auf dem Gute, was der junge Dominique bewohnt. Vorne linker Hand, oder in der Mitte ein Tempel, dessen Kuppel auf frey stehenden Säulen ruht. An der Fronte des Tempels die Inschrift: Der Vatertreue. Der Rasen ist bis an den Boden gezogen, worauf die Säulen stehen; der Tempel hat daher keine Treppen, sondern vorne und im Grunde einen Erde-Abhang, der sich in die Gebüsche verliert. Nach dem Grunde zu eine junge Pflanzung, und blühende Stauden ohne Ordnung. An der rechten Seite steht ein Schubkarren, an der linken ein Faß, etliche Rechen, Schaufeln und Gießkannen. An beiden Seiten des Tempels sind Gartenbänke gestellt.

Erster Auftritt.

Neurath. Bedienter.

Bedienter. Nun, wenn Sie mich denn durchaus allein sprechen wollen und müssen, hier sind wir gewiß ungestört; denn da soll ja heute Niemand sich blicken lassen.

Neurath. Deſto beſſer!

Bedienter. Was verlangen Sie eigentlich von mir zu wiſſen?

Neurath. Die Zeit wird mir gewaltig lang. Erzähle Er mir etwas. Hiſtörchen aus der Nachbarſchaft, oder auch meinetwegen einige unſchädliche Nachrichten und Vorfälle aus der Familie.

Bedienter. Von der Familie weiß ich nichts, als daß ſie alle zuſammen gut, einig und glücklich leben.

Neurath. Gut und einig? Nun ja, ſie werfen einander nicht die Treppe herunter. Glücklich? — Nein. Der junge Herr iſt ſehr tiefſinnig.

Bedienter. Das iſt wahr.

Neurath. Weshalb? Vielleicht ein Duellchen? So ein Mord plagt doch das Gewiſſen.

Bedienter. Kann ſeyn.

Neurath. Nicht wahr? — Oder hat er ſonſt eine Unthat begangen? — ſo —

Bedienter. Unthat? Es ſieht dem Herrn nicht gleich, daß er Unthaten begangen hätte.

Neurath. O lieber Freund! — wir ſind alle Menſchen.

Bedienter. Das wohl.

Neurath. Nun — der beſte Menſch kann fallen.

Bedienter. Wie denn?

Neurath. Was weiß ich? — Man kann eine junge Frau entführt haben; man kann unrechtes Gut an sich gezogen haben.

Bedienter. Warum nicht gar?

Neurath. Bedenke Er nur alles! Von der Huldigungs-Ceremonie ist der junge Herr Baron hinausgestürzt, und hat überlaut gerufen: — Ich Unglücklicher!

Bedienter. Das ist wahr.

Neurath. Nun da sieht Er es! — „Ich Unglücklicher!" — Hm! — Das ist ein schweres Wort. Ueber so ein Wort kann man ein ganzes Buch schreiben.

Bedienter. Wenn man will, o ja!

Neurath. Wer ist denn eigentlich ein Unglücklicher?

Bedienter. Der nicht glücklich ist.

Neurath. Ganz recht. Wer aber jung ist, gesund — eine schöne Frau hat, ein liebes Söhnchen, Geld im Ueberfluß, ein Gut, ein Schloß — der ist doch glücklich?

Bedienter. Man sollte es meinen!

Neurath. Wenn nun aber so einer öffentlich ausruft: Ich Unglücklicher! was steckt dann dahinter?

Bedienter. Das ist's eben, was wir beide nicht wissen.

Neurath. Wir könnten es erfahren.

Bedienter. Wie?

Neurath. Wenn Er mir ſo dieß und das erzählen wollte —

Bedienter. Zum Exempel?

Neurath. Ich will ſagen — ſo Tiſchgeſpräche —

Bedienter. Bey Tiſche reden ſie kein Deutſch.

Neurath. Nun, ein fleißiger Bediente iſt im Vorzimmer, er hält ſich da auf —

Bedienter. Aber er horcht nicht.

Neurath. Bewahre! Da hat Er recht. Horchen iſt ein garſtiges Laſter. Aber ohne zu horchen, vernimmt man ſo dieß und jenes, was laut geredet wird.

Bedienter. O ja! Das wohl.

Neurath. Zum Exempel?

Bedienter. Ich habe Manches gehört; aber alles, was ich gehört habe, habe ich nicht hören ſollen —

Neurath. Freylich.

Bedienter. Alſo ſage ich es auch Niemand wieder.

Neurath. Das iſt brav! — Aber man hat ſo Vermuthungen — nicht wahr?

Bedienter. Eine ganze Menge.

Neurath. Nun, her mit der einzigen!

Bedienter. Nach meiner Vermuthung ist die ganze Familie durchaus grundbrav.

Neurath. Nun — das — das höre ich schon gern.

Bedienter. Und nun muß ich an die Arbeit – es gehen da ohnehin ein Paar Leute herum, und die könnten glauben, Sie wollten mich ausfragen. Da — dort kommt auch Ihr Schulz aus Feldenstein mit einem alten Pfahlbürger heran. Gott befohlen, Herr Neurath! Sie wissen jetzt doch, woran Sie sind. Geht ab.

Neurath den Seite. Teufelskind! Ihm nach. Pst! liebe Seele! Ich gehe da noch ein wenig mit Ihm. Er folgt.

Zweyter Auftritt.

Schulz. Dominique Vater in gemeiner bürgerlicher Kleidung.

Schulz. Nun, nur geradezu! Er geht ja da herum, und forscht, und duckt sich, als wenn Er kein gutes Gewissen hätte. Heute ist großes

Fest hier, und es kann Jedermann gehen, wo es ihm gefällt.

Dominique tritt jetzt ein. Ey ja doch! Aber man muß es darum doch bescheiden treiben.

Schulz. Nun freylich wohl!

Dominique. Also dieß Gut hat der Dominique vier Jahre?

Schulz. Ich habe nicht gesagt, vier Jahre; sondern es geht ins vierte Jahr.

Dominique. So, so! Nun, und wie hält er denn seine Leute? Das sagt mir!

Schulz. Man weiß nichts als Gutes von ihm.

Dominique. Gott sey gelobt!

Schulz. Den ganzen Tag geht er nicht müßig. Bald ist er auf dem Felde bey den Arbeitern; dann pflanzt er im Garten; dann sieht er im Walde nach. Er liest, er reitet herum, er geht schlecht und recht einher. — Das ist gut; aber Eins ist das beste. Man sieht ihn fast nicht ohne seine Frau; er ist mildthätig — gutherzig, redsprächig —

Dominique. Nun das — das ist ja recht.

Schulz. Sie gehen manchmal, er und sie, bis spät in die Nacht im Felde ganz allein herum mit dem Kinde —

Dominique lebhaft. Warum schleppen sie denn das Kind mit in die späte Nachtluft? — faßt sich. So — das Kind — das Kind — das — das —

Schulz. Was fehlt Ihm?

Dominique. Ich — ey! ich bin ein wenig müde. Setzt sich.

Schulz. Eins ist wunderbar. Der Herr von Dominique und seine Gemahlin, sie gehen nie einen andern Spaziergang, als in die Gegend nach Abend zu — immer in die Gegend nach Abend.

Dominique. Da liegt das Vaterland — das Vaterland liegt da.

Schulz. So? Ja! Frankreich liegt gegen Abend.

Dominique hochherzig. Und da wohnen auch Leute, die — verlegen und freundlich. nicht zu verachten sind.

Schulz. Warum das nicht? — Ja, die junge Herrschaft ist brav; der alte Herr, der Herr von Delomer, ist auch nicht übel. Aber der geht schon höher hinaus.

Dominique. Nun ja freylich! lacht. Der war immer — Also der geht höher hinaus?

Schulz. Das will ich meinen. Wenn der mit seinen sechs Mohrenköpfen angefahren kommt —

Dominique. Er fährt mit Sechsen?

Schulz. Lang gespannt; ein Vorreiter, und sein Kutschwagen funkelt in der Sonne wie ein Spiegel. Die Mohrenköpfe werfen den Erdboden an die Seiten, und tragen sich stolz, wie die Pfauen. Mein Seele! es ist eine Lust anzusehen.

Dominique. Und der junge Herr, der fährt —

Schulz. Zweyspännig. Höchstens einen Postzug von den Arbeitspferden, wenn sie Sonntags zum gnädigen Papa hinüber fahren. — Ja, ich muß doch nun hören, was aus uns wird. Nun, Gott grüße Ihn! Geht ab.

Dominique. Gott helf' Euch!

Dritter Auftritt.

Dominique Vater. Marquis.

Dominique. Ey, mein lieber Reisegefährte, mein wackerer Herr Marquis! Kommen Sie denn endlich wieder zu mir her?

Marquis. Lieber Freund! Ich mache es, wie Sie; ehe ich mich zeige, forsche und frage ich, wie alles steht. Am Ende des Dörfchens habe ich unsre Equipage untergebracht.

Dominique. Unsre Equipage? — Die beiden kleinen Felleisen? Nun meinetwegen. Ihr Herren, möchte ich wohl sagen, könnt es nicht verlernen, kleinen Dingen große Namen zu geben.

Marquis herzlich. Mein launiger, wackerer Freund! ſtreiten wir nicht mehr um Worte; wir ſind nun an der Sache.

Dominique ſieht ſich um. Das ſind wir. Seufzt. Ach ja!

Marquis. Wie? Ein banger Seufzer? Iſt das die Freude des Wiederſehens, wovon mein lieber Reiſegefährte mich auf dem Poſtwagen von Düſſeldorf bis hierher ſo herzlich unterhalten hat?

Dominique. Ja nun — ich höre hier ſo wunderbarliche Dinge — von der Kinder hohem Adel, und des Herrn Delomers großem Wappen, von Schlöſſern, ſechs Mohrenköpfen und gnädigen Herren, daß mein guter Muth darüber verloren gegangen iſt.

Marquis zuckt leicht die Achſeln. Je nun! man ſagte auch mir von Herrn Delomers Hoheit Manches —

Dominique. Ja, und was ſoll das vorſtellen? warum thut er ſo vornehm?

Marquis. Doch lobt ihn auch Jedermann als gutherzig und freygebig.

Dominique. Er wird mir mit ſeiner gnädigen Herrſchaft die Kinder zu Grunde richten.

Marquis. Ueber Ihre Kinder iſt nur eine Stimme des Lobes —

Dominique. Nun ja! aber ſie ſind doch auch gnädig. Was ſoll das nun? Haben ſie das

Ihre gerettet, warum verwalten sie es nicht in der Stille? Dabey kann man ja so froh und lustig seyn, daß es den Nachbarn eine Herzensfreude ist, so was mit anzusehen.

Marquis. Daß Herr Delomer den Handel aufgegeben hat —

Dominique. Nun, da hat er recht. Es mag ihm wohl manches zu Glück geschlagen seyn. Er war immer im Handel ein unternehmender Mann, und ein sehr verständiger Mann; aber kühn, gewaltig kühn. Es ist gut, daß er aufgehört hat: so ist er nun sicher im Hafen.

Marquis. Und ich auch. Ich mit ihm.

Dominique. Sie mit ihm? Wie verstehe ich das?

Marquis. Wackerer Mann! Ehrwürdiger Weltbürger! Ich habe auf der Reise, wie ein armer Ausgewanderter, mich zu Ihnen gesellt. Ich habe nach meiner wenigen Baarschaft kümmerlich gelebt. Sie haben es nicht dulden wollen; ich mußte auf Ihre Kosten mit Ihnen reichlich zehren —

Dominique. Nun, warum denn nun davon Aufhebens machen? Sie geben sich mir als ein Busenfreund des Herrn Delomer zu erkennen; und das ist doch wohl für mich Anweisung genug, nicht zu leiden, daß Sie Salz und Brot essen?

Marquis. Aber die brüderliche Art, womit Sie das Ihrige mit mir getheilt haben —

Dominique. Pah! Lassen wir das! — Es ist Unglücks genug, daß die Uebel, die im Großen geschehen, nur im Kleinen wieder gut gemacht werden.

Marquis. Jetzt, lieber Freund, bin ich nicht mehr arm.

Dominique. Nicht? Nun desto besser! Aber was stehen wir hier noch länger? Nun muß ich zu den Kindern.

Marquis. Sie wollten ja erst erforschen, ob —

Dominique. Nichts mehr — mags, daß ich morgen ein wenig schelten muß. — Heute will ich segnen, und ich kann auf der Stelle hier nicht mehr ausdauern. —

Marquis. Aber wie wollen Sie sich zeigen? —

Dominique. Wie? — Heda! Hier bin ich, Gott sey mit uns! — Das Großkind an mein Herz — Amen! Nun macht mit mir, was ihr wollt! So wirds werden — Vorwärts!

Marquis. Ein Wort nur vorher —

Dominique. Geschwind!

Marquis. Nun Delomer gut steht, bin ich sehr reich.

Dominique. Ja so! Nun das will ich noch hören. Wie denn?

Marquis. In der Schreckenszeit sammelte ich mein Vermögen in Wechsel, und sandte es Herrn Delomer, des Willens, gleich nachzufolgen. Ich ward verhaftet, der Guillotine durch ein Wunder entrissen. Ein treuer Freund brachte mich, indem er mich bey Tage versteckte, und bey Nacht reisen ließ, auf ein Schiff nach Amerika.

Dominique steht in Gedanken.

Marquis. Das Unglück wollte, daß wir an die Kanarischen Inseln verschlagen wurden. Wir litten Schiffbruch. Ich und drey Andere retteten uns an das Ufer. Sie starben bald darauf. Mir ward es nicht möglich, ein Zeichen des Lebens zu senden. Mein Glück führt ein Schiff dorthin; es bringt mich arm nach Holland. Wäre Herr Delomer oder Ihre Kinder arm, oder gar todt gewesen; so war es beschlossen, ich wollte einen andern Namen führen, und mein Brot kümmerlich erwerben. Nun aber ist das Alles, Gottlob! anders. Erst will ich hier meinen Dank an diesem redlichen Herzen niederlegen, und nun — sehne ich mich darnach, die Tracht des Unglücks abzulegen, und meinem redlichen Freunde in die Arme zu fliegen. Kommen Sie —

Dominique aus dem Nachdenken erwachend Was? — Ja, ja. Ihre Geschichte, Herr Marquis! — Sie haben sie mir erzählt, und ich danke Ihnen dafür; aber ich habe nicht viel davon gehört, als daß es Ihnen jetzt gut geht, und das freuet mich.

Marquis. Kommen Sie zu Ihren Kindern! Kommen Sie!

Dominique. Ja, ja. Bewegt die Arme, geht aber nicht. Wir wollen —

Marquis. Sie stehen an? Wie?

Dominique. Bey meiner Seele! Ja — ich stehe an. — So ist der Mensch! Bey hohen Jahren mache ich mich auf den weiten Weg, denke die ganze Reise über nichts, als den Augenblick des Wiedersehens, ärgere mich eben noch, daß Sie mich aufhalten, zittre für Wonne während Ihrer Erzählung. — Mit einem Male aber befällt mich eine Angst, eine Bangigkeit — und so wahr ich lebe, ich kann fast nicht von der Stelle.

Marquis. Was ängstet Sie?

Dominique. Das herrschaftliche Wesen des Herrn Delomer und meines Sohnes. Sehen Sie, wenn es möglich wäre, daß meine Erscheinung, wie ich da vor Ihnen stehe — und anders kann ich nun nicht seyn — wenn die meinen Sohn hier in Verlegenheit setzen könnte —

Marquis. Wo denken Sie hin?

Dominique. Ach, wenn ich das Unglück erleben müßte — ich würde für Thränen den Rückweg in mein Vaterland nicht finden.

Marquis. Nein, es ist nicht möglich, daß der Sohn eines so vollherzigen Vaters aus der Art schlagen könnte.

Dominique. Was meinen Sie denn? Ey! gut iſt er gewiß: das habe ich keinen Augenblick bezweifelt. Aber ſo — vornehm gut wird er ſeyn, und damit kann ich nichts anfangen. Ach, der Hoheitstrank — er giebt einen böſen Rauſch.

Marquis. Da kommt Jemand! — Stellen wir uns als gleichgültige Zuſchauer!

Dominique. Ich ſoll gleichgültig ſeyn? — Da legen Sie einmal Ihre Hand her! Ach! ſo ſchlug es hier nicht ſeit der Nacht, wo mein Sohn aus Paris flüchtete.

Marquis. Sehen Sie ſich hier um! — Das allgemeine Getöſe, was hier heute iſt, kommt uns zu ſtatten. Hernach gehen wir nach dem Schloſſe. Werden wir vorher befragt, und er kommt, ſo iſt es um die Ueberraſchung gethan.

Dominique. Die Ueberraſchung — nun ja! die gebe ich nicht auf.

Vierter Auftritt.

Vorige. Horfmann.

Horfmann. Was wollt Ihr hier? Es ist ja doch genug bekannt gemacht, daß die gnädige Herrschaft nicht will, daß hier Jemand ist.

Marquis geht etliche Schritte.

Dominique. Erlaubt es denn die Herrschaft nicht, daß Fremde in den Garten gehen?

Horfmann. Ach ja! Alles zu seiner Zeit; aber hier soll heute Niemand seyn. Ueberhaupt sind der Herr Baron von Dominique hier gern allein. Sie kommen bald.

Dominique. Warum ist er denn hier gern allein?

Horfmann. Den Tempel da hat er zum Gedächtniß seines alten gnädigen Herrn Vaters errichtet.

Dominique. So? Er fällt Horfmann um den Hals. Hat er das?

Horfmann. Nun? was ist denn das?
Marquis zuckt Dominique.

Dominique. Nun! das — das muß ja dem alten Herrn Vater — Er trocknet sich seitwärts die Augen. eine rechte Herzensfreude seyn.

Horfmann. Mag seyn, mag auch nicht seyn! — Wir hier sind mit dem Tempelchen arg geschoren. Da muß alles so nett und sauber gehalten werden, wie im schönsten Saale.

Dominique zupft den Marquis. Hören Sie das?

Horfmann. Ja, lacht nur! Es ist wahr. Um den übrigen Garten bekümmert er sich nicht halb so viel. Da, les't nur die Inschrift!

Dominique sieht umher.

Marquis liest für sich.

Dominique. Wo denn?

Horfmann. Dort oben.

Dominique zwischen Lächeln und Thränen. Wo denn? Aha! — Was steht denn da geschrieben?

Horfmann. Der Vatertreue.

Dominique. Ach, auf der Stätte — da will ich ein wenig ruhen. Er setzt sich an den Fuß des Tempels.

Horfmann. Bey meiner Seele! es ist hier mehr Spektakel um den alten Papa, wie um die gnädigste Landesherrschaft; und es mag doch wohl ein rechter Bär seyn!

Dominique steht auf und lacht. Weil er nicht kommt?

Horfmann. Hm! Er möchte meinetwegen bleiben, wo er ist. Aber er fragt nicht nach der Dienerschaft, schickt auch nichts von Präsenten,

und man arbeitet sich doch so ab, daß es eine Schande ist. — Nun jetzt macht euch fort. Sie kommen daher, und —

Marquis. Hierher?

Dominique. Sie werden kommen?

Horfmann. Ja. Und es sind vornehme Herrschaften dabey, und da sehen der Herr von Delomer nicht gern gemeine Leute um sich her. Uebrigens geht es heute hoch her, und wenn ihr arme Schlucker seyd — wie ich wohl merke, weil ihr gar nicht von der Stelle wollt, — so meldet euch hernach! Ihr kriegt gewiß eine Kollecte von der Herrschaft. Sieht. Da steht auch noch das Geräthe — Hm! Das Volk denkt an nichts. Er nimmt zwey Gießkannen und trägt sie fort. Was hilft da meine Ordnung?

Dominique. Der Vatertreue? Ja, Dominique! treu war ich dir und bleibe es, so lange noch ein Athem in mir ist. Jeden Morgen warst du mein erster Gedanke, und jeden Abend betete ich für dich. Sey mir treu, bleib mir treu! Laß mir den alten Platz in deinem Herzen, so mag immer kein Tempel für mich gebauet werden, wenn du mir nur so offen und vertraulich ins Angesicht sehen kannst, wie sonst.

Marquis. Ach, wie gern wollte ich kein Vermögen wieder finden, hätte ich hier einen Sohn wieder zu finden! Meine Söhne sind gefal-

len; Niemand lebt, der meinen Namen trägt. Ich bin allein in der Welt.

Dominique. Nun, nun — Sie finden doch Freunde! — Sie werden also kommen. Was machen wir nun? Wir wollen uns hier wo verbergen, und wenn sie denn recht mitten in der Herrlichkeit sind, so trete ich in Gottes Namen unter sie und vor sie hin.

Marquis. Ganz recht.

Dominique. Kein Wort werde ich sprechen, sie alle rund herum ansehen, meinen Sohn, die Tochter; und wenn der alte gnädige Herr von Delomer im Anfange auch ein wenig erschrickt, so freut er sich am Ende doch wohl, den alten ehrlichen Schlag wieder zu finden. Nicht wahr?

Marquis. O gewiß! Aber so lange bis euer aller lautes Entzücken sich in ruhige Freude verwandelt hat, ziehe ich mich zurück —

Dominique. Was ist das?

Marquis. Lieber, alter Vater! Die ersten schönen großen Augenblicke muß ein Fremder nicht stören.

Dominique. Haben Sie ein fremdes Herz? Sie müssen mit mir hervor, da hilft nichts.

Marquis. Nein, Dominique! Die Rechte der Natur sind noch heiliger, als die Rechte der Freundschaft. Aber hernach lasse ich mich melden, als ein armer Emigrant, der Hülfe bedarf. —

Dominique. Schön! Ja, das thun Sie! Denken Sie den Jubel der Leute, die, ſtatt eines kleinen Geſchenks, das Glück haben, ſie auf einmal zum reichen Mann zu machen. Reich werden, das will nicht ſo viel heißen; aber einen andern reich machen — Herr! das geht über alles.

Marquis. O was das iſt, das weiß ich, das kennen Sie.

Dominique. Wie ich dem Herrn Delomer damals mein Faß bringen konnte; mit 3778 Stück Louisd'or in Rollen, und ſechs Säcken mit Münze, jeden mit 1200 Livres — wie er ſo kümmerlich da ſtand, und ihm nun auf einmal das Gold in die Augen leuchtete, und mein Sohn ſtarr hinblickte, reden wollte — nicht konnte, die Hände ausbreitete, und meine Schwiegertochter — aber wir müſſen fort. Wo verbergen wir uns denn? Er ſieht umher. Ach — ach! Was iſt das? Was ſehe ich dort? Mein Seele! das iſt gut, das muß ſo ſeyn —.

Marquis. Was denn?

Dominique. Das laſſe ich mir nicht nehmen. Da — ſehen Sie nur dorthin! — Nun will ich dem Herrn Delomer einen Streich ſpielen.

Marquis. Ich begreife nicht —

Dominique. Das thut nichts. Helfen Sie mir nur den Schubkarren da in den Tempel ſchieben; wir wollen dort das Fäßchen darauf ſetzen. Sie thun es, und ſetzen es in den Tempel vor den Altar.

Das sieht so zufällig aus, und doch muß es ihnen auf das Herz fallen.

Marquis. Ja, ja! Ganz recht!

Dominique. Sie werden nicht wissen — sie werden sich die Köpfe zerbrechen, und Niemand denkt, daß ich so nahe bin.

Marquis. Still! Ich höre Jemand —

Fünfter Auftritt.

Vorige. Gärtner.

Gärtner sieht nur etwas hinter dem Tempel vor. Was nur der Herr Horsmann will? Da soll alles herum liegen; es ist ja nichts da. Geht ab.

Dominique sieht den Tempel an. Das haben wir gut gemacht, sage ich Ihnen.

Marquis sieht nach der andern Seite. Freund! Lieber Dominique!

Dominique. Was giebts? Was ist?

Marquis. Ich sehe kommen.

Dominique. Ach du lieber Gott!

Marquis. Sie sinds!

Dominique. Wo? wo?

Marquis. Dort! Sehen Sie nur da rechts!

Dominique. Das, das — der — dort kommt er; das iſt er! — da der blaue — In freudiger Angſt mit Thränen überlaut. Dominique!

Marquis. Pſt! Er hält ihm den Mund zu. Verderben Sie den ſchönen Augenblick nicht!

Dominique. Nein, nein! Neben ihm das iſt meine Tochter — Da Er ſtellt ſich auf die Fußſpitzen. He! Sehen Sie! Dahinten da ſpringt was — ein Kind! mein Großkind — ſo ſehen Sie doch! Das iſt mein Großkind! —

Marquis. Leiſe, leiſe!

Dominique. Ach du lieber Gott! wie kann ein Großvater leiſe reden, der ſeinen Enkel zum erſten Male ſpringen ſieht. Fort, weg, hin!

Marquis hält ihn raſch auf. Aber Ihr Sohn —

Dominique ſteht vor Freuden ſtarr. Da kommt er um die Ecke — da, da! — kaut. Domin — — ja ſo, ſtille, ſtille! Er ſieht noch eben ſo aus — er iſt auch noch eben ſo, ich weiß es gewiß. Bey meiner Seele! er hat ſich nicht geändert.

Marquis. Die Geſellſchaft bleibt ſtehen. Dahinten kommen noch zwey andre ſehr geputzte Leute, und hinter ihnen viele Landleute.

Dominique lacht. Das iſt Herr Delomer —

Marquis. Ja, das iſt er.

Dominique. Der geht recht feyerlich und langſam. — Jetzt — jetzt kommen ſie alle, alle.

Marquis. Nun fort von hier!

Dominique. Da hinten ins Gebüsche! Er geht nicht.

Marquis. Nur fort! Treibt ihn weg.

Dominique hält ihn fest umschlossen. Aber wenn lasse ich mich sehen?

Marquis. Ich will's Ihnen sagen.

Dominique. Ja, wenn's so der rechte Augenblick ist, dann schieben Sie mich heraus! Ich weiß nichts mehr; ich höre und sehe nicht mehr. Die Augen sind voll Wasser; die Kniee zittern, und ich kann — ich kann nicht mehr reden. Spricht Jemand von den Leuten meinen Namen aus, so schreye ich gleich laut: — Hier bin ich, hier!

Marquis zieht ihn in das Gebüsch hinter dem Tempel.

Sechster Auftritt.

Dominique Sohn; und seine Frau.

Dominique bleibt am Eingange stehen. Warum jetzt gerade daher?

Madam Dominique führt ihn in ihren Armen vor. Habe Nachsicht!

Dominique. In dem Geleit der herzlosen Menschen an diese Stelle, die mir heilig ist.

Madam Dominique. Daß der Graf und die Gräfin uns folgen, das ist ganz gegen meines Vaters Plan. Wir wollten hier, fern von allem Geräusch und Ueberlästigen, von Vergangenheit und Zukunft vertraulich reden.

Dominique. Dieß unselige Adelsdiplom! Es nimmt mir allen Frieden der Seele.

Madam Dominique. Heute liege das Spielwerk da zur Schau! Morgen legen wir es in den Schrank.

Dominique. Und brauchen es nie.

Madam Dominique. Nie!

Dominique reicht ihr die Hand. Habe Dank!

Madam Dominique. Habe Geduld mit des Vaters Schwäche, und empfinde seine Liebe!

Dominique. Das gräfliche Gut und die Herrschaft kann ich nicht besitzen wollen.

Madam Dominique. Auch nicht als Bürger?

Dominique. Auch nicht als Bürger. Ach! ich habe dazu mehr als eine Ursach.

Madam Dominique. Die du nicht nennen willst?

Dominique. Liebst du mich, so thust du die Frage nicht wieder.

Madam Dominique. Nur heute Frieden! — Nur um Frieden bitte ich dich für heute!

Dominique. Wir werden morgen nicht weiter kommen, als heute.

Madam Dominique. Bey dem Andenken, was hier so oft uns glücklich machte — bey deines ehrwürdigen Vaters Andenken, bitte ich dich — hoffe auf eine milde Wendung der Dinge!

Dominique reicht ihr die Hend. Ich will es.

Madam Dominique. Bey diesem Namen hat noch Niemand etwas vergeblich von dir gebeten. Sie umarmt ihn.

Dominique. Daß er hier wäre! Daß sein gerader froher Sinn zwischen uns entschiede! Ach, er würde jeden von uns sanft auf die Stelle leiten, wohin er gehört.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Herr Delomer, der die Gräfin führet. Der Graf, das Kind an der Hand, welches ein Körbchen mit Rosen trägt.

Das Kind macht sich los, läuft zu seiner Mutter, mit der es heimlich und sehr fröhlich redet.

Madam Dominique setzt sich, und redet ihm angelegentlich ins Ohr.

Das Kind nickt dazu mit dem Kopfe, und springt etliche Mal freudig auf.

Madam Dominique zieht seinen Hemdkragen zurecht, streicht seine Haare aus dem Gesicht.

Graf hat indeß Herrn Delomer auf die rechte Seite geführt, wo er ihm zu bedeuten scheint, daß noch alles recht gut gehen würde.

Delomer hört ihn unruhig zu, und man sieht, daß er sehr zerstreut ist.

Dominique S. hat der Gräfin, welche sich gleich rechts vom Tempel gesetzt hatte, einen Schritt der Höflichkeit entgegen gethan.

Gräfin spricht, so bald sie sich gesetzt hatte, während alles obige vorgeht. Mich dünkt, die Luft wäre sehr drückend.

Dominique. In der That! Er ſeufzt. Obſchon es hier angenehm iſt — kühl und freundlich.

Gräfin. Die Gewohnheit macht alles erträglich. Ich bin es ſonſt nicht gewohnt, ſo früh am Tage in die Luft zu gehen. Alſo dieß iſt der Ort, welcher dem Andenken des alten Herrn Barons von Dominique conſacrirt iſt?

Dominique. Dieſer Ort iſt dem Andenken meines Vaters geweiht.

Gräfin. Recht artig! Zu Delomer. Sagen Sie mir doch, Herr von Delomer!

Dominique tritt zurück, dem Tempel vorbey an die linke Seite.

Gräfin. Iſt der alte Baron von Dominique in Militairdienſten geweſen?

Delomer der zur Gräfin tritt. Nein.

Madam Dominique geht zu ihrem Manne.

Graf. Welche Charge hat er denn bekleidet?

Dominique. Die — eines ſehr ehrlichen, Gerührt. höchſt edlen Mannes.

Delomer beachtet ſorgſam den Dominique, und ſieht ſo den Schubkarren. Aber was iſt denn das? Welche Unordnung! Er deutet in den Tempel.

Alle ſehen neugierig dahin.

Dominique S. herzlich und laut. Ach! Zu ſeiner Frau. Ach Gott! Julie, ſieh! — ſiehſt du das? Er ſetzt ſich, ſtützt den Kopf, verbirgt ſeine Thränen.

Madam Dominique geht zu ihm, küßt ihn auf die Stirne.

Delomer. Diese Unordnung ist doch unleidlich. Ich will Leute rufen, die das Geräthe da wegbringen.

Dominique S. Nein, nein, lieber Vater! halb für sich Der Zufall feyert mein Fest hier so herzlich.

Delomer. Aber, lieber Sohn, die Dinge müssen wirklich da weg — denn — nun — sie haben mir die Ueberraschung genommen. — Der Kleine hat da oben ein Wort zu reden.

Dominique S. verneigt sich, damit er die Thränen verberge. Muß das Geräthe da weggebracht werden, so geschehe es durch mich! Er geht in den Tempel, und erhebt den Karren. Ach! Sie erinnern sich gewiß mit mir eines Augenblickes, wo ich so vor Ihnen stand. Er fährt ihn herunter.

Delomer gerührt. Allerdings!

Madam Dominique. Und da half ich dir. Sie geht zu ihm und führt ihn vollends an die Seite. Weißt du es noch? Sie, setzen den Karren hin, und umarmen sich innig

Delomer. Nun, Kleiner!

Das Kind geht hinauf und bekränzt den Altar mit einer Rosenkette.

Gräfin. Weshalb ist Herr von Dominique von dem Karren so saisirt?

Delomer mit Theilnahme. Eine Anekdote von Paris her. —

Graf. Gewiß eine Avantüre, oder —

Delomer. Pſt! pſt! nicht weiter!

Das Kind. Lieber Vater!

Dominique wendet ſich um — gibt ſeiner Frau die Hand und ſetzt ſich.

Das Kind. Du haſt von uns allen ſchon gute Wünſche für dein Leben empfangen. Ich bin ein Abgeſandter, und ſpreche für den Großpapa in Frankreich zu dir.

Dominique S. Ach! Er ſinkt an den Buſen ſeiner Frau.

Delomer trocknet die Augen.

Das Kind. Du biſt ſehr gut und wohlthätig; darum ſegnet dich Gott mit vielem Glück. Du biſt noch ſehr jung; darum ſey froh und fröhlich. Denn wir ſind nur glücklich, wenn du recht vergnügt biſt.

Dominique S. richtet ſich auf, ſieht aber vor ſich nieder.

Das Kind. Nun will der Großpapa in Frankreich, daß du ihm ſchreibſt, und bitteſt, daß er daher komme.

Dominique V. wird hinter dem Altare ſichtbar.

Das Kind. So kommt er auch zu uns, und wird dich hier an dieſer Stelle ſegnen und uns alle.

Dominique V. steht zitternd, schwankend, eine Hand ausgebreitet, hinter dem Altar; er will reden und kann es nicht.

Das Kind. Dann sind wir alle recht glücklich und froh.

Dominique S. streckt unwillkührlich die Arme nach dem Altar, und wie er die Augen dahin hebt, fährt er auf. Allmächtiger Gott!

Dominique V. Dominique!

Dominique S. stürzt hinauf. Mein Vater! mein Vater! Das ist der Vater!

Madam Dominique. Er ists — der Vater! Sie umarmt ihn von der andern Seite. Großer Gott!

Delomer geht an der Rückseite hinauf, umarmt ihn von hinten zu. Gott segne ihn! — Ja, das ist er, das ist er!

Graf und Gräfin sind aufgestanden von ihren Sitzen, stehen erstaunt.

Dominique S. hebt das Kind auf den Altar. Dein Großvater! Umarme deinen Großvater!

Dominique V. — Sohn! Enkel! Tochter! — O haltet mich aufrecht — haltet mich!

Von mehreren Seiten stürzen Arbeiter, Bediente, Bauern hinzu, und sehen mit Besorgniß nach dem Geräusch hin.

Etliche. Was ist das? — Was ist geschehen?

Dominique S. Mein alter Vater! Seht her! Das iſt mein Vater! Er führt ihn etwas vor. Dieſer hier!

Dominique V. behält das Kind auf dem Altar im Arm, und küßt es innig.

Das Kind ſchlingt ſeine Arme ihm um den Hals.

Dominique S. ſtürzt zu ſeinen Füßen. Ihren Segen auf uns, uns Alle!

Alle umgeben den Tempel.

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Zimmer aus dem erſten Akte.

Erſter Auftritt.

Dominique Vater ſitzt zwiſchen ſeinen Kindern; den Großſohn hat er auf dem Schoeße.

Dominique S. Ach! verbergen Sie es nicht, guter Vater! — Unſre Lebensweiſe kann Ihren Beyfall nicht haben.

Dominique V. Ey, verſteh mich nur recht! Daß du den Handel aufgegeben und dafür hier einen einträglichen, angenehmen Ankauf gemacht haſt, das finde ich ganz wohl bedacht, mein Sohn! Nur dabey müßt ihr bleiben, daß ihr euch nicht etwa von der Schloßwohnung verleiten laßt, ſo ganz und gar eine Schloßherrſchaft vorſtellen zu wollen.

Dominique S. Gewiß nicht, gewiß nicht!

Madam Dominique. Seyn Sie versichert, daß ich darüber mit meinem Manne ganz gleich denke.

Das Kind. Lieber Großpapa, fange wieder an, erzähle uns noch mehr von Paris!

Dominique V. Nun ja, liebes Kind! erzählen läßt sich davon recht gut.

Dominique S. Wie oft haben wir für Sie gezittert, lieber Vater!

Madam Dominique. In bangen Träumen fuhr mein Mann auf, rief Ihren Namen, und wir konnten uns gar nicht darüber beruhigen, daß Sie nicht mit uns gegangen waren.

Dominique V. Alt und nicht reich — was hatte ich zu wagen? Es ist mir auch kindlich gut gegangen. Ich baute meinen Garten, verabschiedete alle Zeitungen, und wenn mir es dann im Hause gar weit und zu leer war, und im Herzen so eng und bange; dann schrieb ich an euch lange Briefe.

Dominique S. Die Briefe waren immer frohen Muthes; Sie ließen nicht eine Klage hören.

Das Kind. Bist du denn auch mit in den Krieg marschirt, Großpapa?

Dominique V. Beynahe, beynahe!

Dominique S. Wie? Er ſteht auf, lehnt ſich auf den Stuhl und faſt ſeine Hand. Davon weiß ich nichts.

Madam Dominique. Das muthete man Ihnen zu?

Das Kind. Davon erzähle uns etwas!

Dominique V. Meinetwegen! Du kennſt den Nachbar Hüllard — er hat den ſchönen Garten dicht neben mir.

Dominique S. Ein kalter, verlebter, verdrüßlicher Menſch, dieſer Hüllard.

Dominique V. Mein Seele, das iſt er! Der Mann hat mich nie leiden können —

Madam Dominique. Giebt es Menſchen, denen es möglich iſt, Sie nicht zu lieben?

Dominique V. legt ſeine Hand auf ihre Stirne.

Madam Dominique küßt ſie.

Dominique V. Nun, dieſer Hüllard — — — Er hält inne, und trocknet die Augen. Einen Augenblick nur —

Dominique S. Was iſt Ihnen? Sie ſind ſehr gerührt —

Dominique V. Ey! du haſt gut reden, du! Sechs Jahre lang haſt du alle Tage den ſchönen Mund der lieben Seele da küſſen dürfen. Aber ich, der ich ſechs Jahre lang faſt allein gelebt habe — mein Gott! wie wird mir, wenn ſo ein

ſchöner Mund mich liebevoll Vater nennt, und auf meine rauhe Hand ſich neigt!

Madam Dominique. Vater!

Dominique V. Das iſts eben — Vater! — Wie lange habe ich das Wort nicht gehört! — Er ſieht ſie alle an. Nun, ſo umarmt mich alle dreye noch einmal — und recht von Herzen! Sie thun es. Kinder! ich werde wieder jung in euren Armen. — Gott ſey dafür gelobt! Ach! wir können hier beſſere Dinge thun, als von dem griesgramen Hüllard reden.

Dominique S. Wir müſſen alles wiſſen, was mit Ihnen vorgegangen iſt. Der kleinſte Umſtand iſt uns wichtig.

Dominique V. Nun denn! Ich erwieß dem Hüllard alle nachbarliche Gefälligkeit; aber er konnte mich doch nicht leiden. In der erſten harten Zeit wollte man deine Entfernung von Paris übel deuten. Der Nachbar Hüllard brachte es gar dahin, daß man mich zuletzt für einen gefährlichen Mann hielt.

Dominique S. Böſewicht!

Dominique V. Ich ſollte bedenkliche Correſpondenz nach Deutſchland führen — ich!

Madam Dominique. Iſt es möglich, daß man von Ihnen ſo etwas geglaubt hat?

Dominique V. O — unſre alte Magd, Frau Süſette — ſie läßt dich grüßen, und Sie auch — recht herzlich grüßen."

Dominique S. Ist sie gesund? die ehrliche Frau!

Dominique V. Munter und frisch. Nun, die ward gefährlich böse und wollte dem Hüllard dieß und das thun —

Dominique S. Das sieht ihr ähnlich —

Dominique V. Ich aber ärgerte mich nicht viel. — Das Meinige that ich ehrlich. Ich trank schlechtern Wein, aß ein Gericht weniger; davon brachte ich den Ertrag der Regierung dar. Ich zeigte alle seine Briefe vor, und eines Tages, wie sie meinen Stolz beleidigt hatten, da nahm ich eine Flinte, trat vor sie hin, und bat sie von ganzem Herzen, sie möchten mich unter den Veteranen des Vaterlandes aufstellen.

Dominique S. Mein ehrwürdiger Vater! Er kniet vor ihm nieder Zu Madam Dominique. Und indeß lebten wir hier manchmal wohl in leichtsinniger Freude!

Dominique V. Allmälig gab es bessere Zeit. — Man ließ mich in Ruhe, — man billigte stillschweigend die Erhaltung meines einzigen verheiratheten Sohnes durch die Flucht, und jetzt unter der milden Regierung habe ich die Erlaubniß, dich zu besuchen, auf ehrenvolle Art erhalten. Da, nun habt ihr meine ganze Geschichte. — Aber wo bleibt denn der Bruder Delemer? Aha, der ist gewiß der gräflichen Gesellschaft zur Seite!

Madam Dominique. Er hat wohl noch Geschäfte mit diesen Leuten; aber was ihn jetzt abruft — ich sollte wohl von seiner Freude nichts ausplaudern — aber seine Geschäftigkeit macht mir eine so rührende Freude, daß ich es nicht über mich gewinnen kann, zu schweigen.

Dominique V. Sie müssen nichts verrathen — eine Ueberraschung lasse ich nicht verderben. Aber jetzt muß ich Herrn Delomer haben. Mein Seele! er muß daher kommen. Wir haben mancherley mit einander abzumachen. Kleiner, lauf hin, rufe mir den Bruder Delomer!

Das Kind. Den gnädigen Großpapa? Ja, ich rufe ihn. Geht ab.

Dominique V. Der Mann ist so brav; warum will er doch mit Gewalt gnädig seyn?

Dominique S. Aus seinem Vaterlande verbannt — ergreift man ohne Wahl ein Spielwerk, sich zu zerstreuen.

Madam Dominique. Seit der Vater auf deutschem Boden lebt, findet er einen eignen Genuß in dem unbeschränkten Herrschaftsrechte einzelner Gutsbesitzer.

Dominique S. Sein einziges Bestreben geht dahin, dieß Glück seinen Kindern zu hinterlassen.

Dominique V. Hm! Wunderlich, wenn er ihnen Geld hinterläßt —

Zweyter Auftritt.

Vorige. Delomer.

Delomer. Sie verlangen nach mir, lieber Bruder?

Dominique V. Von Herzen.

Delomer. Mein Freund, mein Vater, mein Wohlthäter! Umarmen Sie mich doch von ganzer Seele!

Dominique V. Ja, bey Gott! von ganzer Seele. Sie umarmen sich. Er sieht noch recht wakker und ansehnlich aus, der Bruder Delomer.

Delomer. Ihr Besuch macht mich so glücklich. Ich bin stolz darauf, Ihnen meine liebevolle Verehrung zu beweisen.

Dominique S. Das ist ein Geburtstagsgeschenk, was Ihnen der Himmel reich vergelte! Dieser Empfang meines ehrwürdigen Vaters rührt mich so, daß ich meine Freudenthränen mit dankbarem Entzücken auf Ihre liebe Hand fallen lasse. —

Delomer zieht ihn sanft. Dominique!

Dominique S. Nehmen Sie immer die Huldigung für Ihre Empfindung an, sie kommt aus dem Herzen.

Delomer. Aber, lieber Sohn, welchen
ern Empfang konnten Sie erwarten? Was wäre
ohne Ihren Vater? Verlasse mich alles Glück,
n ich das je vergesse!

Dominique V. zu seinem Sohn. Der Mann
rav. Seine Gutsherrlichkeit steht unter der
rschaft seines Herzens. Drum wird sich das
rige schon finden.

Delomer. Das Uebrige — — Kinder, last
einen Augenblick mit dem Vater allein!

Dominique V. Ach, warum allein?

Delomer. Einen Augenblick nur!

Dominique V. Lange kanns nicht seyn.
n weitester Weg ist gemacht — was noch übrig
— das müssen wir Hand in Hand gehen. —
so geht; aber in der Nähe müßt ihr bleiben,
ich euch gleich haben und rufen kann; denn —
nimmt die Kinder bey Seite. es giebt hier noch etwas
Freude. — — Kein Geld. Mein Seele! ihr
damals alles von mir gekriegt; — aber etwas,
dem Herzen noch besser thut, als Geld.

Dominique S. Darf ich rathen?

Dominique V. Du verfällst nicht darauf.

Mad. Dominique. Ich werde forschen —

Dominique V. Nein! Dominique, leide
nicht! Verderbt mir meinen Spaß nicht, Kin-
Du mußt mir dafür stehen.

Dominique S. Wir werden unterdeß von Ihnen reden, lieber Vater! — Ach, dann vergessen wir über der gegenwärtigen Freude, daß es noch eine größere geben kann. Sie gehen Arm in Arm ab.

Dritter Auftritt.

Delomer. Dominique Vater.

Dominique V. sieht ihnen nach. Das muß wahr seyn, wir haben da ein Paar hübsche Kinder. Nicht wahr, Herr Delomer? oder lieber — Bruder Delomer! Denn — Herr von Delomer — wie hier alles spricht — daran werde ich mich schwerlich gewöhnen.

Delomer. Verkennen Sie mich nicht! — Man ist hie und da in Deutschland sehr titelsüchtig, und so — so ist es gekommen — daß ich —

Dominique V. Ach ja! dergleichen ist ansteckend, das begreife ich wohl.

Delomer. Indeß hat dieß Kapitel auch eine sehr ernsthafte Seite.

Dominique V. Ja wohl.

Delomer. Von dieser haben wir jetzt zu reden, und der Vater Dominique, wenn er mit

Liebe in meine Plane eingehen will, ist gekommen, meinem Glücke den Kranz aufzusetzen; dem Glücke, was er selbst geschaffen hat.

Dominique V. reicht ihm die Hand. Lassen Sie hören.

Delomer. So manches Mal — Sie wissen es —

Dominique V. Mit Erlaubniß! — Nennen Sie mich — Ihr — wie sonst! Darauf bin ich und mein Rock eingerichtet. Nur nicht Sie —

Delomer. Nun denn — Du! Du weißt es, lieber Bruder! So manches Mal hat mich das Geschäft des Handels hoch erhoben und dem Abgrund nahe gebracht. Vor drey Jahren — eben da ich am höchsten stand, und ein Zufall — ein ganz besonderer Zufall mir auf einmal eine beträchtliche Summe in die Hand geworfen hatte — da schloß ich mein Buch zu. Lebe, dachte ich, in Wohlthun und Frieden auf schönen Gütern! Es ward ins Werk gesetzt. Die Rangsucht des benachbarten Adels nannte uns gleich bey unsrer Ankunft, Herr von Delomer, und Herr von Dominique, und ich — ließ es geschehen.

Dominique V. Ja. Und der alte Vater Essigkrämer in der Vorstadt St. Victor zu Paris ward hier zum Edelmann aus Bretagne erhoben. Ey, ey!

Delomer zuckt die Achseln. Ein Schritt führt zum andern.

Dominique B. Man muß immer wahr bleiben.

Delomer. Was haſt du aber dabey verloren?

Dominique B. Aber ihr werdet nun dabey verlieren.

Delomer. Wahrſcheinlich nicht. Davon hernach! Ohne dieſe unſchuldige Lüge —

Dominique B. Eine Lüge iſt nie unſchuldig —

Delomer. Ohne dieſe hätten wir hier zu Lande wenig gegolten.

Dominique B. Euer blankes Gold hätte überall gegolten.

Delomer. So bald der Wunſch, eine unmittelbare Herrſchaft zu beſitzen, mein Ziel geworden war — änderten ſich alle bisherigen Geſichtspunkte.

Dominique B. Weiter!

Delomer. Ich habe mir es in der Welt ſauer werden laſſen.

Dominique B. Sie haben wacker gearbeitet, das müſſen Ihre Feinde Ihnen nachſagen.

Delomer. In der bisherigen Laufbahn bringe ich es nicht weiter. Nach dem Höheren ſtreben wir alle.

Dominique B. Nach dem Beſſeren —

Delomer. Nach dem Beſten!

Dominique V. Das Höchſte iſt nicht das Beſte.

Delomer. Jedes Alter hat ſeine Leidenſchaft. Wäre eine Art Glanz meine Schwäche, ſo drücke ich doch Niemand damit. Meine Kinder zu erheben, das iſt mein väterlicher Wunſch.

Dominique V. Zu dem Ende?

Delomer. — Vater Dominique, ſey freundlich und nicht ſtrenge!

Dominique V. ſchlägt ihm freundlich auf die Schulter. Weiter, lieber Bruder Delomer!

Delomer. Zu dem Ende habe ich dem Grafen Warbing, der ſehr verſchuldet iſt, eine Herrſchaft abgekauft, mit dem Rechte über Leben und Tod. Dieſe erbt auf unſre Kinder.

Dominique V. Wenn unſre Kinder Gold haben für fremde Noth — klares Brot und ein geſundes verdientes Glas Wein auf ihrem Tiſche — ſo danke ich Gott dafür. Das Recht über Leben und Tod — macht Kopfſchmerzen. Was ſollen ſie damit?

Delomer. Mein Freund, dieß Recht in unſers Sohnes Hand —

Dominique V. Ach! Er ſoll es vor dem Geſetzbuche niederlegen und in andre Hände geben. dann ſchläft er ruhiger.

Delomer. Um den Beſitz dieſer Herrſchaft mit Anſtand zu führen, und künftige Verbindun-

gen den Nachkommen zu erleichtern, habe ich ihn in den Adelstand erheben lassen.

Dominique V. Aber warum das? Wäre das Geld an Leute auf euern Gütern ausgeliehen worden, so wären viele Einwohner dem Wucher entrissen. Die Quittungen der Leute hätten freylich nicht so stattlich ausgesehen, wie der Adelsbrief; aber statt des großen Siegels, was unter jenem leuchtet — wäre wohl auf die Schuldbriefe der Unterthanen hie und da eine dankbare Thräne gefallen; die spräche dann zum Herzen mehr, als das große Siegel.

Delomer. Ich habe bey dieser Sache an dich gedacht. Der Adel ist auch mit auf dich ausgedehnt worden.

Dominique V. Auf mich? Ich weiß nichts damit zu machen.

Delomer. Zum Gedächtniß unserer Rettung enthält das Wappen in dem einen blauen Felde ein Faß, und im andern gelben Felde ein Rad.

Dominique V. Wohl gedacht! Aber die Urenkel schämen sich des Dinges —

Delomer. Nimmermehr! Das Adelsdiplom ist unserm Sohne ausgehändigt —

Dominique V. So höre ich.

Delomer. Die Herrschaft ist bezahlt —

Dominique V. Das ist das Beste —

Delomer. Und unserm Sohne als Geburtstagsgeschenk übertragen.

Dominique V. Das Geschenk ist schwer.

Delomer. Doch vollwichtig.

Dominique V. Ich sage — überwichtig.

Delomer. Nun haben wir noch eine Hauptbedingung zu erfüllen.

Dominique V. Den ehrlichen Namen abzulegen?

Delomer. Nein.

Dominique V. Oder gar —

Delomer. Der Graf hat eine Tochter; ein schönes liebenswürdiges Mädchen von dreyzehn Jahren.

Dominique V. lacht. Und die wollen Sie heirathen?

Delomer. Diese soll mit unserm Großsohne verlobt werden.

Dominique V. Was ist das?

Delomer. Sie ist freylich älter —

Dominique V. Mein Großsohn ist jetzt sechs Jahre alt —

Delomer. Man schließt die Verbindung in seinem siebzehnten Jahre.

Dominique V. Dann ist sie vier und zwanzig Jahre alt.

Delomer. Höre mich nur an! — Die junge Gräfin ist die letzte ihres Hauses —

Dominique V. Warum soll mein Großsohn der letzte seines Hauses bleiben?

Delomer. Er erbt alle Güter —

Dominique V. Wird verkauft.

Delomer. Führt den Namen Dominique von Warbing.

Dominique V. Ehe er weiß, was Glück oder Unglück ist.

Delomer. Dazu habe ich mich anheischig gemacht.

Dominique V. Und das giebt mein Sohn zu?

Delomer. Die Kinder wissen es noch nicht. Aber —

Dominique V. Gott sey gelobt! Sie wälzen mir ein Gebirge von der Brust. — Daraus wird nichts.

Delomer. Durch Zureden —

Dominique V. Und das wollten Sie?

Delomer. Durch Ueberraschung. — Ihr Sohn ist zum offenbaren Widerstande zu gutmüthig. Er wird sich sträuben —

Dominique V. Das hoffe ich zu Gott.

Delomer. Er wird sich Anfangs betrüben —

Dominique V. Er soll froh bleiben, und Nein sagen.

Delomer. Aber zuletzt meine väterliche Absicht und sein Glück erkennen. Dominique! Es ist die Krone auf meine väterlichen Wünsche.

Dominique V. Nein! Es ist ein Seelenverkauf, und darf nicht seyn.

Delomer. Aber das Glück —

Dominique V. Um des Unglücks willen — weg mit dem Glück! — Das arme verhandelte Kind, da springt es in seiner glücklichen Unwissenheit herum, — und Sie haben den armen Wurm schon an die goldne Kette vermäkelt!

Delomer. Ey, ich weiß doch wahrlich auch, was Vaterpflicht ist —

Dominique V. Sie wissen es; aber Sie empfinden es nicht immer.

Delomer. Wie?

Dominique V. Das haben Sie mir damals bewiesen, als Sie Ihre Tochter in ein Kloster sperren wollten, weil sie keine standesmäßige Mitgift hatte.

Delomer. Damals, mein lieber Freund —

Dominique V. Damals habe ich Ihnen auch die Wahrheit gesagt. Wissen Sie noch? — Nein, aus dieser Heirath darf nichts werden

Delomer. Aber ich habe mein Wort gegeben.

Dominique V. Das war ein harter Fehler.

Delomer. Es ist ein geschlossener Handel.

Dominique V. Handel? Ein Großsohn ist doch kein Sack mit Kaffee. Sie müssen den Handel aufsagen.

Delomer. Das kann ich nicht.

Dominique V. Haben Vater und Mutter denn keine Rechte? und glauben Sie, die Stimme der Natur mit Brillanten und Festivitäten zu betäuben? Nun, Gott sey tausendmal gelobt, daß ich mich auf den Weg gemacht habe!

Delomer. Ich will Gott herzlich dafür danken; nur steh mir jetzt bey, daß ich —

Dominique V. Ja, ja! Ich will Ihnen gegen Sie selbst beystehen, und das treulich!

Delomer. Wie?

Dominique V. Und damit Sie alles selbst gut machen, und bey den Kindern nichts verlieren, so müssen die kein Wort davon erfahren. Bey Leib und Leben nicht! Ich gebe Ihnen meine Hand darauf, ich sage kein Wort von diesem häßlichen Handel.

Delomer. Ich bin schon zu weit gegangen.

Dominique V. Ja wohl! Viel zu weit.

Delomer. Ich kann nicht mehr zurück.

Dominique V. Ey ja doch! Fassen Sie meine Hand! — Courage! Ich ziehe Sie zurück.

Delomer. Die gräfliche Familie —

Dominique V. Ach! dieſe gräflichen Perſonen mögen wenig Väterliches in der Bruſt haben. Laſſen Sie mich mit ihnen reden.

Delomer. Durchaus nicht! Unter keiner Bedingung! Das verbitte ich durchaus, durchaus.

Dominique V. Nun — ſo thue ich es nicht.

Delomer. Unterdeß ſoll nichts ohne Ihr Vorwiſſen geſchehen.

Dominique V. Das erkenne ich dankbar.

Delomer. Nur — nach allem, was ich Ihnen geſagt habe, laſſen Sie ſich es gefallen, nicht alles, was ich mühſam gebauet habe, niederzureißen. Schonen Sie meiner Verlegenheit! — Und wenn Sie auch nichts beſtätigen wollen, ſtellen Sie mich nicht durch Wiederruf bloß. — Wenigſtens im Aeußern entſprechen Sie meiner Angabe.

Dominique V. Wodurch? Wie kann ich das?

Delomer. Wenn Sie aus Liebe für mich — einen andern Anzug —

Dominique V. Das kann ich nicht. Der Rock iſt mein Ehrenkleid. In einem andern bin ich fremd.

Delomer. Bey der Benennung: Herr von Dominique, bleibt es mit Recht; denn Sie sind geadelt. Dabey ist nun keine Unwahrheit mehr.

Dominique V. Aber auf das Herz deutend, hier ist die Unwahrheit bekannt, und hier auf das Gesicht deutend: ist sie zu lesen.

Delomer. So lassen Sie sich nur so nennen! Das können Sie doch, wenn ich Sie darum bitte.

Dominique V. Sie mögen mich Herr von Dominique nennen, wenn ich nur das Lachen lassen kann. Nennt mich aber Jemand gnädiger Herr, — so werde ich böse.

Vierter Auftritt.

Vorige. Horfmann.

Delomer. Was will Er, Horfmann?

Horfmann. Ach, ich bin ganz wie vor den Kopf geschlagen. Hätte ich nur gewußt, vermuthet — ich bitte viel tausendmal um Pardon.

Delomer. Weshalb?

Dominique V. lacht.

Horfmann. Wer hätte vermuthen sollen, daß Dieselben der gnädige Herr —

Delomer. Es ist gut.

Horfmann. Hätte ich gewußt, daß so ein respektabler Kavalier —

Dominique V. Wenn der Vater seines Herrn auch ein Bettler wäre, mußte Er ihn doch nicht einen alten Bären tituliren.

Delomer. Unverschämter!

Horfmann. Du mein Gott! Wenn unser eins einen alten braven Mann — einen ächten gerechten Handegen tituliren will — pflegt er wohl zu sagen: — ein alter Bär.

Delomer. Geht!

Dominique V. Weil indeß der alte Bär nichts geschickt hat, und Er doch den Tempel so wohl erhält, so soll er Ihm doch hier etwas mitgebracht haben. Da! Giebt ihm ein Goldstück.

Horfmann. O tausend, tausend Dank —

Dominique V. Gut das!

Horfmann. Ich weiß auch gar nicht, wo ich meine Augen gehabt habe. Trotz Dero Verkleidung sieht man Hochdenenselben den Kavalier auf den ersten Blick an.

Dominique V. Meint Er?

Horfmann. O Gott! freylich. Und dann der Hofschritt —

Dominique V. Mein Hofschritt: Ha ha ha!

Horfmann. Ist ja gar nicht zu verkennen.

Delomer. Wird Er gehen?

Horfmann. Im Augenblick. Es ist ein Fremder draußen, der der hohen Familie vorgestellt zu werden wünscht.

Delomer. Ein Fremder? Wer?.

Dominique V. bey Seite. Aha!

Horfmann. Ein Herr aus Frankreich.

Delomer. Er soll gleich kommen.

Horfmann. Sieht nothbedürftig aus.

Delomer. Ein armer Landsmann? Herein! herein!

Dominique V. Und meine Kinder sollen kommen.

Horfmann. Wie Euer Gnaden befehlen. im Gehen giebt er dem Vater Dominique zu verstehen, daß er den Auftrag gut ausgerichtet habe.

Dominique V. nickt ihm zu. Zu Delomer. Sie können sich darauf verlassen, Herr Delomer, daß ich den Kindern kein Wort sagen werde, was Sie gesündigt haben; denn Sie werden es gewiß wieder gut machen wollen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Dominique Sohn, und seine Frau. Beide forschen ängstlich auf den Gesichtern ihrer Aeltern.

Dominique V. Ich habe ein wenig nachgefragt, wie der Vater Delomer mit euch zufrieden ist. Alles, was ich indeß gehört habe, das spricht für euch, und davon bin ich herzlich erfreut, lieben Kinder!

Delomer der sich etwas verlegen abgewendet hatte. Lieber Sohn! Sie müssen von Ihrem Vater noch dieß und jenes erbitten. Sie haben das Recht der ersten Bitte, und Sie werden es für mich gebrauchen.

Dominique V. Für jetzt sollt ihr wissen, hat sich ein armer Landsmann ansagen lassen —

Dominique S. Ach, ein Landsmann!
Madam Dominique. Ein Landsmann! Wer ist es?

Dominique V. Recht so, ihr guten Seelen! Haltet immer das Vaterland in Ehren! So wahr ich lebe, aus der Liebe zum Vaterlande gedeihet das herzlich Gute.

Sechster Auftritt.

Vorige. Marquis, dem Horfmann die Thüre öffnet, welcher aber nicht eintritt.

Marquis verneigt ſich.

Alle erwiedern es.

Marquis tritt auf Delomer zu.

Delomer tritt betroffen einen Schritt zurück.

Mad. Dominique. Dominique S. ſehen geſpannt darauf hin.

Dominique V. Kinder, lieben Kinder! — jetzt gebt einmal Acht auf euren Vater!

Delomer ſieht den Marquis ſtarr an, faltet die Hände.

Marquis öffnet herzlich die Arme. Delomer!

Delomer erſchüttert. Marquis de Val — — Das Wort erſtirbt ihm.

Marquis. Ja, ich bins! — Ihr unglücklicher — glücklicher Freund! Er umarmt ihn.

Alle treten freudig zu ihnen.

Delomer. Willkom — — Er wird ſchwach.

Madam Dominique. Was iſt Ihnen? Sie faßt ihn in ihre Arme. Vater!

Dominique V. Die Freude, die Freude!

Dominique S. hält ihn aufrecht. Lieber Vater!

Marquis tritt zurück. Zu Dominiqus Vater. So wirkt die plötzliche Freude, wie der Kummer.

Dominique V. Ey, das schadet nicht. Das geht vorüber. Ihr sollt wissen, Kinder, wir sind von Düsseldorf aus mit einander gereiset, der Herr Marquis und ich.

Dominique S. Mit einander?

Marquis. Durch den glücklichsten Zufall.

Dominique V. Herr Delomer hat das Vermögen des Marquis in seiner Verwahrung —

Dominique S. steht erschrocken auf.

Dominique V. Der Marquis hat viel gelitten. In diesem Augenblick wird er auf einmal wieder ein reicher Mann.

Delomer erholt sich etwas.

Marquis. Wie ist Ihnen? besser?

Dominique V. Nun, Dominique! wie stehst du da? Geh, hole deinem Vater eine Stärkung! Ey, hätte ich jetzt nur von meinem Essig bey der Hand!

Madam Dominique. Es ist nicht nöthig, er erholt sich.

Marquis. Mein lieber, guter Delomer!

Dominique V. Eine Flasche alten Wein bringt uns her! Ich trinke mit auf die glückliche Rückkehr.

Delomer. Sie leben? Ist es möglich?

Marquis. Durch ein Wunder. Mein guter, treuer Freund! — Gottlob, daß wir uns wieder sehen!

Delomer. Ja — Gottlob! Seufzt. Indeß hat der Augenblick mich sehr angegriffen.

Marquis. Das thut mir so leid!

Delomer. Ich danke Gott, daß Sie gerettet sind. Aber das Unvermuthete — die Freude — so manches, was mich heute beglückt, — hat meine Seele erschüttert. Ich bedarf einen Augenblick, mich zu erholen.

Dominique V. Er sieht wahrhaftig ganz entstellt aus — Sie müssen wahrlich ausruhen.

Marquis. In der That, ich bitte recht dringend darum.

Madam Dominique führt ihn weg.

Dominique S. Julie! ich überlasse den Vater deiner Sorgfalt. — Zum Marquis. Von dem Glück, meinen wackern Vater zu sehen, schon innig erschüttert, ergreift diese zweyte Freude den würdigen Mann so innig —

Marquis. Ich mache mir Vorwürfe über meine unvorbereitete Erscheinung —

Dominique V. Warum nicht gar? Der Freude kann man nicht zu viel haben.

Dominique S. Aber Sie selbst, Herr Marquis! bedürfen nach der Reise der Ruhe.

Dominique V. Ja, ja! Führe unsern Freund auf mein Zimmer und laß dir erzählen, wie es ihm ergangen ist. Ich werde indeß dem Bruder Delomer ein Glas Wein einschenken.

Dominique S. umarmt den Marquis. Kommen Sie, lieber Landsmann, und lassen Sie mich in dieser Umarmung aller Freude gedenken, die ich im Vaterlande zurückgelassen habe. Sie gehen ab.

Dominique V. Hm! Es ist sonderbar. Ich könnte nicht für Freude schwach werden. Mich macht die Freude jung und stark. — Diese vornehmen Leute haben abgenutzte Nerven, die lassen die Seele fallen, wenn sie gedeihen will, und sich erheben.

Siebenter Auftritt.

Dominique V. Der Graf.

Graf. Darf man stören?

Dominique V. Nur zu — Sie stören mich gar nicht, Herr Graf — glaube ich?

Graf. Graf Warbing! Ja, der bin ich. Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, daß man Ihnen von mir und meiner Gemahlin, und der Verbindung, darin wir sind, etwas gemeldet hat.

Dominique V. Ach ja! Von Ihnen und der Frau Gräfin und von — — — ja, ja! O ja!

Graf. Der Herr Baron von Delomer, und Ihre Kinder, wir haben eine tendre liaison geschlossen.

Dominique V. So höre ich.

Graf. Und werden sie mit göttlicher Hülfe nun noch intimer schließen.

Dominique V. lebhaft. Herr Graf! das sollten Sie nicht thun.

Graf hoch an. Wie meinen Sie das?

Dominique V. Sie nehmen mir nicht übel — es fuhr mir so heraus. Alte Männer, wie ich —

Graf. Mein bester Herr Baron —

Dominique V. Ach du lieber Gott!

Graf. Einem reſpektablen Kavalier, wie Sie —

Dominique V. Ich bitte, verſchonen Sie mich —

Graf. Nein, ohne Flatterie! Einen Mann Ihrer Art halte ich für den wahren preux chevalier.

Dominique V. Halten Sie mich für eine gute, ehrliche Haut, ſo ſind Sie nicht gar weit vom Ziele.

Achter Auftritt.

Vorige. Dominique Sohn.

Dominique S. Ich will nur einen Augenblick nach dem Vater ſehen, ich komme gleich zurück. Er geht in Delomers Zimmer.

Graf. Ihr Koſtume, Ihre Verkleidung abgerechnet, ſieht man wohl, woran man mit Ihnen iſt.

Dominique V. Bey meinem Leben! Meine eigentliche Kleidung ſteht mir beſſer als dieſe.

Graf. Das glaube ich gern. Aber hier in Deutſchland hätten der Herr Baron ſich keinen

Graf. Und der Fremde?

Dominique V. Es ist der Herr Marquis de Valiere.

Gräfin. So? Ein Marquis? auch vom goldnen Fließe?

Dominique V. Nein.

Gräfin. Es sind wohl lauter Marquis und Barone über die Grenze nach Deutschland gegangen. Lacht. Was meinen Sie?

Dominique V. der seine Verlegenheit nicht mehr tragen kann, und von dem spöttischen Lächeln der Gräfin gereizt wird, etwas lebhaft. Was ich meine? daß alle Marquis und Barone besser gethan hätten, wenn sie nicht über die Grenze gegangen wären, das meine ich.

Graf. Mit Ausnahme, Herr von Dominique!

Dominique V. Ohne Ausnahme!

Graf. Die Herren konnten doch ihr Leben nicht auf die Schlachtbank liefern.

Dominique V. Bey meiner armen Seele! wäre ich ein Edelmann gewesen, so hätte ich den Degen zu Hause gezogen für meine Ritterpflicht. Ich hätte für meine Meinung sterben können; aber davon gegangen wäre ich nicht. Nein, mein Seele! das hätte ich nicht gethan.

Graf. Nun! Lacht. Und was haben Sie denn zu Hause angegeben?

Dominique V. Ich habe ſtatt meines Sohnes Dienſt und Leben angeboten.

Graf. Wem?
Gräfin. Welcher Partie?

Dominique V. Das Vaterland iſt meine Partie.

Graf lacht. So, ſo!

Gräfin. Guter, alter Papa! Ein grundehrlicher Mann mögen Sie ſeyn; — aber ein Edelmann ſind Sie nicht.

Dominique V. heftig. Ich bin —

Graf. Nun?
Gräfin. Was?

Dominique V. Top! Ich halte die groſſe Ahnenprobe aus.

Gräfin. Auch die deutſche?
Graf. Haben Sie Dokumente?

Dominique V. Ja.

Gräfin. Die laſſen Sie doch ſehen!

Dominique V. Auf meiner Stirne ſind ſie zu leſen. Ich kann allen Leuten gerade und vertraulich in die Augen ſehen. Dieſe Ahnenprobe gilt in allen vier Welttheilen. Geht.

Graf. Hm! Falſch Gold!

Gräfin heftig. Was habe ich geſagt?

Zwang anthun sollen, und gehen in Ihrem wahren Kostüme.

Dominique V. verlegen. Meinen Sie?

Graf. Allerdings. Thun Sie es ja!

Dominique V. Nun — bey Gelegenheit.

Graf. Wir werden nicht ermangeln, Ihre glückliche Ankunft bey uns gehörig zu celebriren.

Dominique V. Wie — wie weit liegt denn die See von hier?

Graf. Eine Meile von meinem Stammgute. Wir werden Sie hinführen —

Dominique V. Ich werde einmal hinspaziren — ja.

Graf. Ich werde den ganzen benachbarten Adel einladen.

Dominique V. O! —

Graf. Wie beliebt?

Dominique V. Machen Sie sich keine Ungelegenheit!

Graf. Ohnfehlbar sind der Herr Baron auch Ordensritter?

Dominique V. Hm! Er trocknet die Stirn.

Graf. Wie?

Dominique V. O — o ja!

Graf. Von welchem Orden?

Dominique V. Vom — vom braunen Fließ.

Graf. Vom braunen — sagen Sie? Wie ist das? Wie verstehe ich das?

Dominique V. Ja, es ist so.

Graf. Sie wollen sagen: vom goldnen Fließ?

Dominique V. Nun — mein Fließ machte sich golden.

Graf. Darf ich fragen —

Dominique V. Gehen wir zu dem fremden Herrn, wenns Ihnen gefällig ist. Will gehen.

Neunter Auftritt.

Vorige. Gräfin.

Gräfin. Wer ist denn der Fremde, der hier angekommen ist?

Graf. Denken Sie nur, ma chere! der Herr von Dominique sind Ritter des goldnen Fließes.

Gräfin. So?

Dominique V. Ich empfehle mich. Geht.

Gräfin holt ihn zurück. Des goldnen Fließes? Den bekommen nur Kavaliere aus den ersten Häusern. Ey, den tragen Sie ja bey uns! den sieht man hier sehr selten.

Graf. Und der Fremde?

Dominique V. Es ist der Herr Marquis de Valiere.

Gräfin. So? Ein Marquis? auch vom goldnen Fließe?

Dominique V. Nein.

Gräfin. Es sind wohl lauter Marquis und Barone über die Grenze nach Deutschland gegangen. Lacht. Was meinen Sie?

Dominique V. der seine Verlegenheit nicht mehr tragen kann, und von dem spöttischen Lächeln der Gräfin gereizt wird, etwas lebhaft. Was ich meine? daß alle Marquis und Barone besser gethan hätten, wenn sie nicht über die Grenze gegangen wären, das meine ich.

Graf. Mit Ausnahme, Herr von Dominique!

Dominique V. Ohne Ausnahme!

Graf. Die Herren konnten doch ihr Leben nicht auf die Schlachtbank liefern.

Dominique V. Bey meiner armen Seele! wäre ich ein Edelmann gewesen, so hätte ich den Degen zu Hause gezogen für meine Ritterpflicht. Ich hätte für meine Meinung sterben können; aber davon gegangen wäre ich nicht. Nein, mein Seele! das hätte ich nicht gethan.

Graf. Nun! Lacht. Und was haben Sie denn zu Hause angegeben?

Dominique V. Ich habe ſtatt meines Sohnes Dienſt und Leben angeboten.

Graf. Wem?
Gräfin. Welcher Partie?

Dominique V. Das Vaterland iſt meine Partie.

Graf lacht. So, ſo!

Gräfin. Guter, alter Papa! Ein grundehrlicher Mann mögen Sie ſeyn; — aber ein Edelmann ſind Sie nicht.

Dominique V. heftig. Ich bin —

Graf. Nun?
Gräfin. Was?

Dominique V. Top! Ich halte die große Ahnenprobe aus.

Gräfin. Auch die deutſche?
Graf. Haben Sie Dokumente?

Dominique V. Ja.

Gräfin. Die laſſen Sie doch ſehen!

Dominique V. Auf meiner Stirne ſind ſie zu leſen. Ich kann allen Leuten gerade und vertraulich in die Augen ſehen. Dieſe Ahnenprobe gilt in allen vier Welttheilen. Geht.

Graf. Hm! Falſch Gold!

Gräfin heftig. Was habe ich geſagt?

Dominique V. kommt wieder. Und von der Art ist der Herr Marquis auch. Der hat aber sonst noch pergamentne Dinge gehabt, die Ihnen besser gefallen werden, als mein ordinärer Paß, den mir Gott erhalten hat. Geht ab.

Zehnter Auftritt.

Graf. Gräfin.

Gräfin. Nun, Herr Graf? Sind hier alte Edelleute?

Graf. Man kann es doch nicht wissen. Der Mann ist vielleicht ein neuer Philosoph.

Gräfin. Philosoph? Der Kerl ist nicht mehr, als sein Rock werth ist.

Graf. Je nun — an den Röcken kann man auch die Philosophen nicht erkennen.

Gräfin. Ein alter Bäcker oder Schlosser ist der Herr Baron.

Graf. Aber —

Gräfin. Aber ich habe es nie gewollt, und jetzt verbiete ich es, daß aus einer Heirath meiner Tochter mit diesem Volk jemals etwas werden soll.

Graf. Dieß Volk hat viel Geld.

Gräfin. Ihr gemeines Geld!

Graf. Die gemeinen Kreditoren! Das Gut erbt ja, wenn die Heirath zu Stande kommt, auf meine Tochter, und fällt ſo gewiſſermaßen an unſere Familie zurück.

Gräfin. Es ſind Spitzbuben.

Graf. Daß Gott verhüte! Indeß iſt hier nichts bekannt.

Gräfin. Was ſie haben, iſt Plünderung. Und glauben Sie mir, der Herr Schwiegerſohn iſt ſchon als Filou in den Schubkarren geſchmiedet geweſen. Ja, ja!

Graf. Mon Dieu!

Gräfin. Das behaupte ich.

Graf. Sie frappiren mich. In den Schubkarren geſchmiedet! Woher wiſſen Sie das?

Gräfin. Mein Verſtand hat es an den Tag gebracht.

Graf. Wie denn? das ſagen Sie mir!

Gräfin. Aber ſo erinnern Sie ſich doch nur an die ſkandalöſe Begebenheit von vorhin.

Graf. An welche?

Gräfin. Wie die Familie den Schubkarren im Tempel erblickte —

Graf. Nun?

Gräfin. Wurden ſie nicht alle feuerroth?

Graf. Das iſt wahr! Roth wurden ſie alle.

Gräfin. Blickten ſie nicht alle weg?

Graf. Ganz verlegen! Oui!

Gräfin. Sie haben gezittert! Und der Monsieur Dominique, fing er nicht an zu weinen?

Graf. Comtesse! Sie stecken mir ein fünestes Licht auf.

Gräfin. Sagte er nicht ganz desperat zu dem Herrn Schwiegerpapa: — Erinnern Sie sich nicht, daß Sie mich in der Stellung gesehen haben?

Graf. C'est vrai! das hat er gesagt.

Gräfin. Ward da nicht die Verwirrung allgemein?

Graf. Sie haben einen großen Geist, ma chére! Sie sehen alles, wie es ist. Ja — ich fange nun meiner Seits an, sie alle für eine schädliche Bande zu halten.

Gräfin. Wird es endlich Tag bey Ihnen? Gottlob! — Gleich zur Sache! Die Separat-Bedingung wird aufgehoben.

Graf. Ich habe mich in dem Falle zu einer Geldbuße verpflichtet.

Gräfin. Besser Geld verloren, als Ehre!

Graf. Auf das baar erhaltene Geld sind andere Gläubiger angewiesen.

Gräfin. Quelle betise!

Graf. Sie vergessen, wie exigeant die Kreditoren waren. Der Jude Dreyfuß ist uns hierher gefolgt —

Gräfin. Insolenter Burſche!

Graf. In einem Kabriolet! Auch zwey zu Pferde.

Gräfin. Fahren Sie nur den alten Delomer recht an —

Graf. Weswegen?

Gräfin. Laſſen Sie mich machen!

Graf. Was?

Gräfin. Mein Plan iſt da.

Graf. Welcher?

Gräfin. Ich werde einen ſolchen Rumor anfangen, und das Volk ſo zu blamiren drohen, daß ſie, um ihre falſche Dignität zu erhalten, gern alle fernern Anſprüche ſacrifiziren.

Graf. Der Alte beſteht auf der Heirath; auf dieſe Bedingung hat er das Gut ſo enorm theuer bezahlt.

Gräfin. Solche Leute haben keine Bedingungen zu machen.

Graf. Aber ſie haben doch nun den deutſchen Adel.

Gräfin. Ich gebe meine Tochter nicht in ein neues Haus —

Graf. Freylich! Aber unſer altes Haus — es iſt nur —

Gräfin. Nun?

Graf. Ich meine —

Gräfin. Was?

Graf. Es fällt uns über dem Kopfe zusammen.

Gräfin. So werden wir mit Ehren darunter erschlagen. Ich gehe auf der Stelle, alles gegen diese Heirath zu thun. Sie muß unmöglich werden. Und wenn alles nichts hilft, denunzirt man sie als Spitzbuben. Sie müssen dann unsre Versprechen zurück geben, und ihr nagelneues Diplom wird ihnen zerrissen und vor die Füße geworfen. Geht ab.

Graf. Ja! Es klingt, bey Gott! schön; aber — die menschliche Foiblesse regt sich dagegen. Drum werde ich gleich auf die Realisirung des Ehedokuments, und die Auszahlung der ferneren 10000 Thaler dringen. Dann kann die Comtesse wüten, wie sie will! Denn ich für mein Theil möchte lieber in einem neuen Hause, wohlgenährt, auf eine Ottomanne mich nachlässig hinstrecken, als meinen Leichnam unter den Trümmern des alten Hauses admiriren lassen. Geht ab.

Eilfter Auftritt.

Dominique Sohn. Mad. Dominique aus Delomers Zimmer.

Madam Dominique. Du kannst ganz ruhig seyn, lieber Mann! Der Vorfall wird auf die Gesundheit meines Vaters gewiß keine nachtheilige Wirkung haben.

Dominique unruhig. Das kann man nicht wissen.

Madam Dominique. Ich danke dir für deine herzliche Theilnahme. Aber nun mußt du heiter seyn, sonst verdirbst du meines Vaters Fest.

Dominique. Ein Fest?

Madam Dominique. Ja, mein Freund! Glaubst du, mein Vater würde dich den Abend so leer ausgehen lassen? Er hat sich noch ein Vergnügen vorbehalten, und da wir so glücklich sind, daß dein Vater hier ist, so hat er auch seinen Theil daran. Jedermann hat alle Hände voll zu thun, und ich kann dabey nicht müßig seyn. Es wird dir wohlgefallen, sage ich dir. Es ist ganz auf deine Weise berechnet. Adieu, mein Freund! Sie küßt ihn und geht.

Dominique. Das war meine Befürchtung, und nun trift sie ein. Woher konnte er sonst diese

großen Summen verwenden. Er hielt Valere für todt — sicher ist sein Geld dazu verwendet, die Ausgaben zu machen, die mich so quälten, und die mich nun zur Verzweiflung treiben. Er sagt mir nichts — er ist zerstreut — unstät — er seufzt — in tiefes Nachdenken versunken! — Ich kann meine Sorge Niemanden entdecken, und doch muß ein Entschluß auf der Stelle genommen werden. Wie rathe ich mir?

Zwölfter Auftritt.

Dominique Vater, und Sohn.

Dominique V. Nun, wie stehts da drinn?

Dominique S. leicht Gut, mein Vater! recht gut.

Dominique V. Hat sich Herr Delomer wieder erholt?

Dominique S. So ziemlich, ja.

Dominique V. Nun, so muß er zu dem Marquis gehen. Ohnehin wird er nicht säumen wollen, ihm Rechnung abzulegen. Keinen Augenblick darf er die Freude verschieben, dem Manne, der so viel gelitten hat, seine Reichthümer darzulegen.

Dominique S. Er wird es —

Dominique V. Wann?

Dominique S. Hernach.

Dominique V. Ja, dieſe Geſchäftsmänner! Ueber allen ihren Formalitäten gehen ihnen die beſten Augenblicke verloren.

Dominique S. Die Formalitäten — Sie haben recht, damit wird ſo vieles verdorben. — Könnten wir das nicht abkürzen, ſo daß alles auf einmal abgethan würde?

Dominique V. Recht ſo, Dominique!

Dominique S. Herr Delomer hat ſeine Papiere nicht hier.

Dominique V. Er weiß ja die Summe, und wo ſie angelegt iſt.

Dominique S. Freylich! — Aber da iſt nun Herr Delomer mit einer kleinen Fete beſchäftigt —

Dominique V. Giebts ein größeres Feſt, als den Armen ſchnell reich zu machen?

Dominique S. Allerdings! Aber wie er nun iſt — ehe er ſich jetzt mit den Details abgiebt — ſo trainirt er. — Fragen Sie doch, als für ſich, den Marquis, wie viel er an Herrn Delomer zu fordern habe?

Dominique V. Und das weißt du nicht?

Dominique S. Nein. Die letzte Zeit her war Herr Delomer sehr eifersüchtig, alle seine glücklichen Geschäfte allein zu treiben —

Dominique V. mit Kopfschütteln. Wunderlich!

Dominique S. Um uns auch mit dem Erfolg zu überraschen. Ich, lieber Vater, gehe ganz in Ihre Ideen ein. Ich wünsche das Geschäft mit dem Marquis keinen Augenblick verschoben.

Dominique V. Dominique!

Dominique S. Lieber Vater!

Dominique V. Du bist sehr dringend.

Dominique S. Ihre Freude nicht aufzuhalten —

Dominique V. Du glühest über und über —

Dominique S. Ich? — Nun, sollte so viele Freude meinen Puls nicht treiben?

Dominique V. Auf deiner Stirne ist keine Freude.

Dominique S. Im Herzen ist Gutes und Willen.

Dominique V. Hm! — Die Frage kann ich wohl thun.

Dominique S. steh. Dann rufen Sie mich heraus!

Dominique V. bejahet das.

Dominique S. Und geben die Antwort mir allein! So iſts ſchön!

Dominique V. Ich gehe auf der Stelle. Geht.

Dominique S. Wohl, mein Vater! Geht auf und ab.

Dominique V. kommt zurück. Dominique!

Dominique S. Lieber Vater!

Dominique V. nimmt ſeine Hand. Ich verſtehe dich. Er will gehen.

Dominique S. hält ihn zurück. Mißverſtehen Sie mich nicht!

Dominique V. ſchließt ihn in ſeine Arme. Fühle an dieſem Herzen, ob es dich mißverſtehen kann. Geht ſchnell fort.

Dominique S. Nein! Nie darf Delomer über dieſen Punkt bey einem ſo ehrlichen Manne, als mein Vater iſt, verlieren. In Ewigkeit gebe ich dieſe Beſchämung nicht zu. — Ich gehe zu Delomer — ich rede, wie ich fühle — ich reiße ſein Vertrauen an mich. Fort! — gleich zu ihm! Er geht. Delomer kommt heraus.

Dreyzehnter Auftritt.

Delomer. Dominique Sohn.

Delomer. Ah! — etwas betroffen. Sie sind hier allein?

Dominique. Ich war im Begriff, zu Ihnen zu gehen.

Delomer. Nun — hier bin ich, lieber Dominique!

Dominique. Aber ich sehe, daß ich Sie aufhalte.

Delomer. Ganz und gar nicht.

Dominique. Sie wollen zum Marquis gehen —

Delomer verlegen. — Ja.

Dominique. Wie glücklich sind Sie?

Delomer. Ach, Dominique!

Dominique. Sie sind erschöpft. Sie werden zu rechnen haben. Soll ich statt Ihrer arbeiten?

Delomer. Bedauren Sie mich!

Dominique. Sehen Sie diese Schwäche nicht für Abnahme der Kräfte an! Dieses Uebermaß des Gefühls, dem Ihr Körper erliegt, ist der Triumph schöner Seelen.

Delomer. Grauſamer Sohn!

Dominique. Ich will Ihnen alles erleichtern. Deshalb habe ich den Marquis um den Betrag der Summe fragen laſſen, die er Ihnen anvertraut hat.

Delomer heftig. Warum haben Sie das gethan?

Dominique. Damit Sie recht bald alles mit ihm berichtigen können.

Delomer. Das kann ich nicht —

Dominique. Ich ehre ſo ſehr Ihre Pünktlichkeit. Nichts ſoll Sie hindern, auch hier Ihren alten Grundſätzen zu folgen.

Delomer. Der Marquis galt überall, all überall für todt. Er iſt ohne nahe und weitläuftige Verwandte.

Dominique. Nicht ohne treue Freunde. Sie ſind Einer ſeiner älteſten Freunde.

Delomer. Sie reißen mein Geheimniß mir aus der Seele. — Nun — ſo mögen Sie es denn wiſſen! Weil ich ihn nach den genaueſten Nachrichten für todt halten mußte, habe ich ſein Geld verwendet.

Dominique. So geben Sie ihm die Verwendung!

Delomer. Das geht nicht an.

Dominique. Geben Sie ihm all unſern Beſitz.

Delomer. Er wird Wechsel wollen.

Dominique. Verkaufen wir, was wir haben.

Delomer. Nein! Ich werde ihm sein Kapital verzinnsen.

Dominique. Er ist Herr seines Vermögens.

Delomer. Nicht in diesem Augenblick.

Dominique. Ihre Ehre fordert augenblickliche Rechenschaft.

Delomer. Das kann ich nicht.

Dominique. Nichts kann Sie davon entbinden.

Delomer. Das Warbingsche Gut ist dafür gekauft —

Dominique. Ihr Privat-Vermögen —

Delomer. Ist viel geringer, wie Sie glauben.

Dominique. Nehmen Sie alles, was wir haben!

Delomer. Ich gebe die Plane für meine Kinder nicht auf.

Dominique. Nie sollen unsre Nachkommen über unsre Liebe für sie erröthen dürfen.

Delomer. Dominique!

Dominique. Vater!

Delomer. Das Gut iſt gekauft, bezahlt, und auf Bedingungen gewonnen, die nur Sie erfüllen können.

Dominique. Nicht einen Augenblick kann ich Sie im falſchen Lichte erſcheinen ſehen, und das iſt der Fall, wenn Sie nicht heute noch mit dem Marquis ſich berechnen, und bald ihn auszahlen.

Delomer. Ich werde das Seine hoch verzinnſen. —

Dominique. Sie müſſen ihn bezahlen.

Delomer. Ich muß — ich muß — welch ein Ton!

Dominique. Die Angſt der Sohnestreue entſchuldige meine Worte!

Delomer. Sie bleibe beſcheiden!

Dominique. Ich kann es nicht ertragen, Sie meinem Vater gegenüber beſchämt zu ſehen.

Delomer. Ich bin ihm alles ſchuldig; aber durch die Pedanterie eines Vorurtheils ſoll er mir nicht alles wieder nehmen.

Dominique. Ich verkaufe alles —

Delomer. Was iſt das?

Dominique. Zahle Ihre Schuld.

Delomer. Das verbiete ich.

Dominique. Die Liebe für Ihren Namen und Ihre Ruhe befiehlt es. Ich ziehe fort.

Delomer. Wohin?

Dominique. Mit meinem Vater.

Delomer. Und wer bin ich?

Dominique. Ihr eigner Feind.

Delomer. Herr über meine Handlungen.

Dominique. Nicht über mein Gefühl. Gern und willig verlasse ich diese erzwungene Herrlichkeit, die mich drückt, ziehe mit Weib und Vater in meine Heimath. Dort führe ich den Schubkarren meines Vaters für unsere Erhaltung, und so erwarte ich den Augenblick, wo Sie sich selbst wieder finden, und den Sohn segnen wollen, der rasch den Namen des gnädigen Herrn weggiebt, um den Ehrentitel des guten Sohnes zu erhalten. Geht.

Delomer. Halt!

Dominique. Fort!

Delomer. Wohin?

Dominique. Zur Sache!

Delomer. Nicht von der Stelle.

Dominique. Alles geschieht schon.

Delomer. Ohne mich?

Dominique. Aber in Ihrem Namen.

Delomer. Das ist gewiß?

Dominique. Auf Ehre!

Delomer. Was haben Sie der Gattin und dem Sohne zu verschenken?

Dominique. Einen untadelhaften Namen des Vaters zu erhalten.

Delomer. Fort! Mir aus den Augen! Nimmermehr vergebe ich Ihnen das. Wenn ich zu weit gehe, für wen thue ich es? — Für dich, Undankbarer! der du meine Schwäche aus Zärtlichkeit so hartherzig behandelst. Geht.

Dominique hält ihn auf. War ich hart? Vergebung für jede Silbe! — ach — nicht Eine sollte weh thun! Die Ruhe eines guten Mannes will die Liebe. Spricht denn die treue Liebe nicht mehr aus dem Herzen, daran Sie so oft Ihr Haupt lehnten, wenn Stürme Sie quälten?

Delomer. Lieber Dominique! gehen Sie zurück!

Dominique. Ich kann nicht.

Delomer. Ich auch nicht. Ich kann nicht, und ich will nicht.

Dominique zuckt die Achseln.

Delomer. Was soll nun werden?

Dominique die Hand aufs Herz. Das steht hier niedergeschrieben. Geht ab.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Neurath. Schulz.

Schulz. Wie können Sie über meine Sorge ungeduldig werden? Das iſt denn doch wahrhaftig ganz begreiflich, daß wir gern wiſſen wollen, woran wir ſind.

Neurath. Es wird ſich ausweiſen.

Schulz. Der gnädige Herr Graf hat uns verkauft; der Käufer giebt uns in andere Hand. Dort werden wir auch nicht angenommen. —

Neurath. Es mag werden, wie es wolle, ſo wißt ihr doch das, ohne Herrn werdet ihr nicht bleiben. Ob es nun der iſt, oder ein Anderer, das kann Euch gleich viel ſeyn.

Schulz. Mit nichten, Herr Gerichtshalter!

Neurath. Laßt mich ungeſchoren!

Schulz. Nun — ja. Das iſt eine Redensart, die wir ehedem wohl zu Ihnen hätten ſagen mögen.

Neurath. Wie?

Schulz. Als Sie uns ſo ſcharf geſcheren haben, meine ich.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Delomer. Hernach Bedienter.

Delomer tritt in merklicher Unruhe und Bewegung ein. Iſt mein Sohn nicht hier?

Neurath. Ich komme eben mit ihm von der Promenade.

Delomer. Wo iſt er hingegangen?

Neurath. In den Garten.

Delomer ſchaut.

Schulz. Gnädiger Herr! Sagen Sie uns doch, was wird aus uns?

Delomer. Glückliche Leute, ſo hoffe ich.

Bedienter tritt ein.

Delomer. Horſmann ſoll kommen.

Bedienter geht.

Delomer ihm nach. Aber gleich!

Schulz. Wem gehören wir denn an?

Delomer. — Meinem Sohne.

Schulz freudig. Dabey bleibt es?

Delomer. Unabänderlich.

Schulz. Das will ich den Uebrigen aus unserm Orte sagen. Damit werde ich große Freude anrichten: denn der junge gnädige Herr wird von allen geehrt und geliebt. Geht ab.

Delomer bey Seite. Der Undankbare! Wie glücklich könnte er seyn!

Neurath. Es ist nicht genug zu wünschen, daß Euer Gnaden den Handel durch Aushändigung der, von dem Herrn Sohne und Frau Tochter vollzogenen, Vermählungsurkunde abschließen.

Delomer sehr unruhig. Freylich! — Wovon hat mein Herr Schwiegersohn sich mit Ihnen unterhalten?

Neurath. — Von dem Ertrag des Gutes und dessen Werth.

Delomer. Hat er nicht merken lassen, ob es ihm Freude macht —

Neurath. Nein. Es war ihnen überhaupt gar nichts anzumerken. Etwas Zerstreuung, nebst untermischten Seufzern, ließ sich deutlich erkennen. Zuletzt fragten mich der Herr von Dominique noch, wie hoch ich ihr Gut, nach dem getroffenen Meliorationen bey einem Verkauf in Werth hielte? —

Delomer. Nehmlich das neugekaufte gräfliche Gut?

Neurath. Bitte um Verzeihung. Dieſes eigenthümlich hochadelich von Dominiqueſche Gut.

Delomer betreffen. Dieſes —

Neurath. Wo wir gegenwärtig uns befinden.

Delomer. So? Er wird nachdenkend und unruhig; nach kurzer Pauſe etwas ſchnell, und mit einer Verbeugung den Neurath entlaſſend. Ich werde eilen, alles in Ordnung zu bringen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Horfmann.

Neurath. Ich muß bitten. Es ſtehen Euer Gnaden ſonſt Verdrüßlichkeiten bevor, welche ich gern beſeitigen möchte. Geht ab.

Delomer zu Horfmann. Wo iſt meine Tochter?

Horfmann. Sie ſind im Garten.

Delomer. Allein?

Horfmann. Bey den Arbeitern. Sie ſind alldorten mit den Anſtalten zur Feſtlichkeit des Abends beſchäftigt.

Delomer seufzt und wendet sich ab.

Horsmann. Ach! Ich bin ja aber ganz erschrocken.

Delomer faßt sich. Weshalb?

Horsmann. Ueber das, was der Herr Neurath sagte, — daß Euer Gnaden Verdrüßlichkeiten bevorständen —

Delomer. Rufe Er meine Tochter zu mir! Sie soll gleich kommen. Er geht lebhaft auf und ab.

Horsmann schlägt ängstlich die Hände zusammen und geht.

Delomer. Horsmann!

Horsmann kommt. Gnädiger Herr!

Delomer. Wenn Er meinen Schwiegersohn zum Marquis gehen sieht, — so rufe Er ihn auf der Stelle ab, und schicke Er ihn daher!

Horsmann. So? — Geht. Sehr wohl!

Vierter Auftritt.

Vorige. Bedienter.

Bedienter. Sr. Excellenz, der Herr Graf verlangen den Herrn von Delomer zu sprechen. —

Delomer sehr unruhig. Ich werde bald zu ihm kommen.

Bedienter. Es wäre sehr dringend.

Delomer. Bald! bald! Ich bäte nur um eine kleine Geduld.

Bedienter geht ab.

Horfmann. Gnädiger Herr!

Delomer. Was giebts?

Horfmann. Wenn aber nun der junge gnädige Herr nicht zum Herrn Marquis gehen?

Delomer. So ruft Er ihn nicht ab.

Horfmann. Nun verstehe ich. Gehr. Wenn er aber nun bey dem Herrn Marquis ist, soll ich ihn gleich oder erst nach einer Weile abrufen?

Delomer. Gleich!

Horfmann. So, so! — Wenn aber nun der Herr Marquis zum Herrn von Dominique geht?

Delomer. So ruft Er Herrn von Dominique doch ab! Das ist dasselbe.

Horfmann. Sehr wohl. — Euer Gnaden verzeihen! wenn nun aber beide Herren mit einander spazieren gehen — was thue ich dann?

Delomer ungeduldig. Er ruft ihn ab.

Horfmann. So, so, so! Der eigentliche Zweck scheint also der zu seyn, daß beide Herren nicht mit einander reden?

Delomer. Um den Zweck hat Er sich nicht zu bekümmern. Er thut, was ich Ihm befehle.

Horſmann. Allemal. Wenn man aber doch den Zweck eines Befehles weiß, ſo gehorcht man mit mehrerer geſunden Vernunft, als gewöhnlich employirt wird. Geht ab.

Delomer. Ich überſehe den Plan, den meines Sohnes romantiſche Ehrlichkeit ſich vorgelegt hat. Pauſe. Das darf nicht ſeyn! — Er geht auf und ab. Ich gebe nichts auf. Ich werde alle Schwierigkeiten ausgleichen, und gegen ſeinen Willen will ich ſein Glück machen, und das ſeiner Nachkommen. Ich weiß, es kommt eine Zeit, wo er es mir danken wird.

Fünfter Auftritt.

Delomer. Graf.

Graf. Ich komme Ihnen vielleicht ungelegen?

Delomer. Aufrichtig geſprochen! Jetzt bin ich wohl etwas beſchäftigt —

Graf. Aber wir müſſen uns ſprechen.

Delomer. Die Fremden beſchäftigen uns.

Graf. Ihr Herr Schwiegerſohn iſt ſehr allarmirt! Iſt ihm etwas zugeſtoßen?

Delomer. Die plötzliche Ankunft —

Graf. Ja, ja. Aber er iſt distrait; il est reveur —

Delomer. Er iſt ein junger Menſch, — den — mehr als mir lieb iſt, manche Schwärmerey den Sinn verkehrt —

Graf. Alſo zu vollblütig!

Delomer. Die neuern Schriften haben ihn zu ernſt und reitzbar gemacht. — Erfahrung wird das ſchon abkühlen.

Graf. Abkühlen? Oh! Dann empfehle ich Ihnen mein rothes Pulver.

Delomer unmuthig. Ach! da liegt das Uebel nicht.

Graf. Das Pulver thut Wunder. Könnte ich die Comteſſe, meine Gemahlin, bereden, es zu gebrauchen, ſo erlebte ich manchen vehementen Auftritt nicht.

Delomer. In der That, die Frau Gräfin iſt ſehr heftig.

Graf. Ich bin es zwar nun ſchon gewohnt —

Delomer. Manchmal, ich kann es nicht bergen, recht —

Graf. Recht heroiſch? ja.

Delomer. Recht beleidigend heftig.

Graf. Das kommt von den Vorfahren. Ihre meiſten Ahnherren waren kommandirende Generale. Ihr hochſeliger Großherrvater unter andern — es iſt der, welcher im groſſen Saale mit

dem Helm in der Hand gemahlt ist, er hängt über dem Buvet —

Delomer. Vergebung! unruhig. Ich muß bitten, zur Sache zu kommen.

Graf. In allem Betracht sehr gern. Mein bester Herr von Delomer, es ist Ihnen bekannt, daß Sie bey dem Verkauf des Gutes über mich vermogt haben —

Delomer. Ich bitte nur gerade die Sache zu nennen. Wir dürften sehr bald unterbrochen werden.

Graf. Nun ja. Daß Sie die Vermählung meiner Gräfin Tochter mit Ihrem Herrn Großsohn, und die weitere Zahlung von 10000 Thaler an mich, zwar als geheime Bedingung, aber als conditio, sine qua non, festgesetzt haben.

Delomer. Ja.

Graf. Das Gut ist Ihnen überliefert.

Delomer. Und Ihnen die Kaufsumme.

Graf. Richtig. Ich habe aber freundschaftliche und andere sehr nöthige Ursachen, auf Vollziehung der Vermählungsakte, durch Unterschrift Ihrer Kinder ungesäumt zu dringen.

Delomer betroffen. Doch nicht in diesem Augenblick?

Graf. Spätestens vor Ablauf einer Stunde.

Delomer empfindlich. Bin ich Ihnen nicht sicher?

Graf. Sie? — O ja! sehr sicher!

Delomer. Also?

Graf. Meine Gemahlin will diese Verbindung durchaus nicht, ob —

Delomer. Die Verhandlung ist mit Ihnen abgeschlossen.

Graf. Ja. Wenn Sie mir aber nicht plötzlichst die Urkunde verschaffen, daß ich meiner Gemahlin alles, wie eine abgemachte Sache vorlegen kann — so muß ich ihr gegen meinen Willen nachgeben.

Delomer. Und was verlangt die Frau Gräfin?

Graf. Daß die geheime Bedingung, als erschlichen angesehen, kassirt, und ohne alle Weiterung aufgehoben werde.

Delomer. Wer hätte denn, ohne Rücksicht dieser Art, für das Gut so viel gegeben, als ich — unverzeihlicherweise dafür bezahlt habe?

Graf. Darüber mag sie denn doch wohl sehr sichere Plane haben. Ueberdem — car la Comtesse est une Dame de beaucoup d'esprit — elle a fait des combinaisons — sie will hinter gewisse geheime epineuse Angelegenheiten der Ihrigen gekommen seyn.

Delomer verlegen. Geheime Angelegenheiten? — welche?

Graf. Sie will mancherley penetrirt haben, und was weiß ich, wie sie unter den Umständen procediren könnte.

Delomer. Sagen Sie mir geradezu —

Graf nimmt freundlich Delomers beide Hände. Lieber Baron! der beste, vertrauenfeste Mensch kann doch so ein Winkelchen haben, wohin er das Licht nicht gern gebracht sieht.

Sechster Auftritt.

Vorige. Horfmann.

Horfmann. Die gnädige Frau von Dominique sind so eben zu dem Herrn Gemahl gerufen. Nachher wollen sie sogleich —

Delomer. Ich lasse meine Tochter rufen, und ich verlange sie gleich auf der Stelle.

Horfmann. Sehr wohl! Geht ab.

Graf. Lieber Baron, ich bin ein aufrichtiger Freund und Nachbar. Folgen Sie mir, spielen Sie mir die Urkunde von den lieben Kindern in die Hände, und zahlen Sie mir, je eher, je lieber die noch versprochenen 10000 Thaler aus. Sonst steht Ihnen etwas — wie soll ich mich expliciren — Schmachartiges bevor.

Delomer. Wenn Sie mich böse machen, Herr Graf, so hebe ich alles auf. Ich erlasse Ihnen Ihr Wort, und Sie zahlen mir die 20000 Thaler zurück, die ich nach Ihrem eignen Geständnisse über den Werth des Gutes bezahlt habe.

Graf. O, der Handel ist einmal geschlossen; das Geständniß war bloß mündlich, ich erinnere mich seiner nicht einmal mehr, und erwarte sehr ruhig, ob Sie, aus dem nie genug zu bestimmenden Werth des Gutes, die zu hoch angeschlagene Kaufsumme so gerichtlich darthun können, daß ich in deren Ersatz verurtheilt werde. Gegen die projektirte Familienverbindung sichert mich Ihr, nie erweislich zu machender, mir vorgespiegelter Adel.

Delomer. Herr Graf, wie muß ich Sie kennen lernen?

Graf. Als einen vorsichtigen Kavalier! Und was ich Ihnen zuletzt aus wahrer Freundschaft noch sage — ist das — seyn Sie gleichfalls vorsichtig! Geht ab.

Delomer. schlägt die Hände zusammen. Es ist schändlich! — Aber in diesem Augenblick ist die Mißhandlung mir willkommen. — Einen so ungeheuren Verlust können weder Vater noch Sohn mir zumuthen. Sie werden zürnen; — aber sie werden sich fügen. — Jetzt Muth im Sturme, so landen wir bald im Hafen.

Siebenter Auftritt.

Delomer. Madam Dominique.

Madam Dominique. Sind Sie sehr eilig, lieber Vater —

Delomer. Ja!

Mad. Dominique. Mein Mann wünscht, daß ich —

Delomer. Und dein Vater verlangt diesen Augenblick. Gieb mir den Vorzug! Du weißt, daß davon in sechs Jahren nimmals die Rede war —

Madam Dominique niedergeschlagen. Verfehlen Sie —

Delomer herzlich. Du weißt, daß ich deinen Mann so zärtlich liebe, als dich.

Madam Dominique. Sie geben uns jeden Tag Beweise davon. Wir können das kostbare Geschenk, was Sie heute geben, nicht inniger verehren; als jeden liebevollen Blick, den Sie uns schenken.

Delomer. Julie! belohne deinen Vater für seine Liebe!

Madam Dominique. Kann ich das? Sagen Sie mir schnell, wodurch? Sie faßt seine beiden Hände.

Delomer. Durch ein Verſprechen, was ich von dir unbedingt fordere.

Madam Dominique zieht unwillkührlich eine Hand zurück. Ein Verſprechen?

Delomer. Du wankſt?

Madam Dominique. Mein Herz wankt nicht, — und Ihr Herz, lieber Vater, hat gewiß bedacht, daß ich Pflichten habe —

Delomer. Die Pflicht für deinen Vater iſt die ältere. Gelobe mir, daß du mich nie verlaſſen willſt!

Madam Dominique erſchrocken. Mein Gott! Iſt denn davon die Rede?

Delomer. Gieb mir dein kindliches Gelübde!

Madam Dominique mit Herzensangſt. Was kann uns trennen?

Delomer ſehr weich. Julie! laß mich nicht allein und fern von dir ſterben! Mit Wehmuth. Verſprich es mir, daß deine Hand meine Augen ſchlieſſen ſoll!

Madam Dominique raſch und herzlich. Ja, das verſpreche ich.

Delomer umarmt ſie. So! — Nun iſt alles gut.

Madam Dominique. Was ſteht mir bevor? O laſſen Sie mich alles wiſſen! Ich beſchwöre Sie darum.

Delomer. Du haſt mir jetzt die Ruhe meines Lebens gegeben. Nun geh ohne Sorge deinen Geſchäften nach!

Madam Dominique geht ſchwermüthig, kommt zurück. Ich darf meinem Manne ſagen, was unter uns vorgegangen iſt?

Delomer leicht. Wozu iſt das nöthig?

Madam Dominique. Ich habe nie ein Geheimniß vor ihm gehabt.

Delomer. Glaubſt du, daß dein Mann dein Gelübde mißbilligen würde?

Madam Dominique. Warum fordern Sie nicht daſſelbe von ihm?

Achter Auftritt.

Vorige. Dominique Sohn.

Delomer. Laß uns, meine Tochter!

Madam Dominique nimmt ihres Vaters Hand. Bin ich denn unter Ihnen beiden zu viel? Zärtlich zu Dominique. Dominique! — muß ich gehen?

Dominique S. Ich heiße dich nicht gehen, liebe Frau!

Delomer. Wir haben von Geſchäften zu reden, mein Kind!

Madam Dominique. Gieb mir deine Hand!

Dominique S. reicht ſie ihr herzlich.

Madam Dominique führt ihn zu Delomer, nimmt ſeine Hand, und legt ſie in Dominiques Hand. Ach! der ſchönen Zeit, wo kein Geheimniß unter uns war!

Dominique S. ſeufzt.
Delomer ſieht verlegen abwärts.

Madam Dominique. Sie wird uns wiederkehren. Sie [illegible] beider Hände an ihr Herz. So bleiben wir treu vereint! Ihre Thränen hemmen ihre Worte. Und niemals wird dieſer Bund zerriſſen — niemals werden wir uns trennen. Geht ab.

Neunter Auftritt.

Delomer. Dominique Sohn.

Dominique S. faltet die Hände und ſieht an den Boden.

Delomer legt die Hand auf ſeine Schulter. So ſey es! Er geht raſch von ihm.

Dominique S. folgt ihm etliche Schritte, und fragt herzlich. Was ist hier vorgegangen?

Delomer Er deutet mit der Hand, daß das auf sich beruhen solle; dann sagt er mit Ernst Dominique! — Ich verzeihe den Ungestüm, womit Sie mich vorhin verlassen haben. Er reicht ihm die Hand und sagt sanfter, weil ich noch niemals Ihnen etwas zu verzeihen hatte.

Dominique S. küßt seine Hand. Es ist unmöglich, daß Sie mein Herz verkennen konnten.

Delomer. Aber — jetzt verlange ich Fassung. Ich habe nun mit dem Marquis gesprochen, — lange gesprochen.

Dominique S. mit Ehrerbietung. Und was haben Sie ihm gesagt?

Delomer. Daß ich 250000 Livres vor fünf Jahren für ihn empfangen habe.

Dominique S. Wohl!

Delomer. Das habe ich ihm rund erklärt.

Dominique S. gutmüthig. Und wegen der Rückzahlung dieses Geldes an ihn —

Delomer. In der That, er dürfte ein ungünstiges Schicksal belebt haben, wenn sein Vermögen in andre Hände gekommen wäre.

Dominique S. treuherzig. Gott sey gedankt, daß sein Loos in Ihren Händen ist!

Delomer. Es ist nur zu oft geschehen, daß unter begünstigenden Umständen, Summen, die

so unvorsichtig, auf Gerathewohl, übermacht waren —

Dominique S. schnell. Daß diese, als fremdes Gut, sehr hazardirt gebraucht worden sind. —

Delomer. Man hat sie, leider! auch wohl ganz und gar abgeläugnet.

Dominique S. will reden, schweigt, steht vor sich nieder.

Delomer der seine Betroffenheit fühlt. Ich will damit nur sagen, daß des Marquis Loos sehr glücklich vor vielen andern ist.

Dominique S. niedergebeugt. Allerdings.

Delomer. Ich habe ihm die ganze Verzinnsung vorgerechnet —

Dominique S. belebt. Das ist schön! —

Delomer. Und zum Kapital geschlagen.

Dominique S. bekümmert. So? — schonend. Und wann haben Sie die Rückzahlung des Kapitals an ihn festgesetzt?

Delomer etwas unmuthig. Er hat davon nichts gesagt.

Dominiq. S. erstaunt, doch kindlich. Sie auch nicht?

Delomer etwas trocken. Nein. Er geht einige Schritte von ihm.

Dominique S. der ebenfalls bey Seite geht, den Kopf schüttelnd, für sich. Mein Gott!

Delomer. Er hat keine Verwandte — kann ich nicht beynahe darauf rechnen, daß sein Herz ihm einige Verbindlichkeit für den auferlegt, der sein Glück ihm bewahrt hat? Und darf ich nicht in dieser Rücksicht —

Dominique S. mit unterdrücktem Unwillen. Auf diesem Wege wird ihm ein Testament für Sie abgedrungen.

Delomer bricht mit Zorn ab. Sie sind von einem Starrsinn,— Er geht von ihm. von einer Härte, die mich beleidigt.

Dominique S. legt seine gefalteten Hände auf die Brust, verbeugt sich etwas mit dem Kopfe, und sagt im innerlichen Kampfe. Verschonen Sie mich! Ich kann in Ihre Ideen nicht eingehen.

Delomer gereizt. Wie?

Dominique S. mit dem Ausdruck seiner Gefühle. Nein, den Druck dieser Dinge und einer solchen Lebensweise ertrage ich nicht. Mit Schmerz. Ich kann es nicht — es ist unmöglich. Geht lebhaft umher.

Delomer heftig. Ich durchschaue Sie ganz. Sie gehen damit um, den Marquis zu bezahlen?

Dominique S. Ich bitte, daß ich zu Ihrer Erleichterung es dürfe.

Delomer. Ihr Gut zu verkaufen —

Dominique S. Anders kann ich nicht bezahlen.

Delomer etwas herabgeſtimmt. Wovon leben, wenn Ihr Gut dahin iſt?

Dominique S. ſonſt. Von der Arbeit, wie ſonſt.

Delomer. Wo?

Dominique S. mit Sehnſucht. Im Vaterlande.

Delomer. So iſts mit Ihrem Vater verabredet? Ich begreife.

Dominique S. raſch und kräftig. Mein Ehrenwort darauf — daß von Ihrer Lage mit dem Marquis mein Vater nicht eine Silbe weiß. Mit Feuer. Nicht eine Silbe!

Delomer. Iſt das gewiß?

Dominique S. Auf Ehre!

Delomer reicht ihm abgewandt die Hand. Ich danke dafür.

Dominique S. umarmt ihn. Laſſen Sie mich Ihnen doch alles verdanken! Bezahlen Sie den Marquis, und —

Delomer. Unbarmherziger Menſch! — ich kann es ja nicht. Bey Gott! ich kann es nicht, und ich gehe nicht zurück.

Dominique S. tritt zurück.

Delomer. Der Schande ſetze ich mich nicht aus. Thun Sie, was Sie wollen; — aber das ſage ich Ihnen, meine Tochter wird mich nicht verlaſſen. Ich habe ihre Gelübde, daß ſie mein Auge ſchließen will; und ich ſterbe hier, hier, wo Sie

mein Werk zernichten. Wollen Sie mich verlaſſen, ſo müſſen Sie auch Ihr Weib verlaſſen. Wagen Sie es darauf, ſo vergebe Ihnen Gott meinen Gram, mein troſtloſes Leben, und die Verachtung meiner treuen Vaterſorge. Geht.

Dominique S. Das habe ich nicht verdient. Er ſtuzt ſich auf einen Stuhl.

Zehnter Auftritt.

Dominique Vater. Marquis, welche Delomer in der Thüre aufhalten. Dominique Sohn.

Dominique V. Wir haben großen Rath zu halten. Sie müſſen mit uns umkehren, lieber Delomer!

Dominique S. ſammelt ſich und will gehen.

Marquis. Dabey bedürfen wir auch Ihres Rathes, lieber Dominique!

Dominique S. bejahet das gefällig, und kehrt zurück.

Dominique V. Wie ſeht ihr beide aus?

Delomer. Eine Verſchiedenheit der Meinung brachte uns nach und nach in ein lebhaftes Geſpräch —

Dominique V. Gewiß herrschaftliche Regierungssorgen? Je nun — weshalb wollt ihr durchaus Andre regieren? Man hat genug zu thun, sich selbst vernünftig zu regieren.

Delomer. Nun, wovon ist die Rede?

Dominique V. Lieber Bruder Delomer, Sie müssen jetzt mit Ihrer Erfahrung — worauf ich große Dinge halte, dem Marquis an die Hand gehen. Was kann denn nun wohl hier aus ihm werden?

Marquis. Lieben Freunde! In mein Vaterland zurückkehren — das ist mir unmöglich.

Delomer lebhaft. Sie haben Recht.

Dominique V. Sie haben Unrecht.

Marquis. Was mich liebte — ist nicht mehr. Was mich erfreute — ist verändert. Den mühseligen Lebensrest will ich in der Stille im Geleit der Freundschaft tragen.

Delomer. Wir öffnen Ihnen die Arme.

Dominique S. Von Herzen.

Dominique V. Aber Herr Marquis! das Vaterland hat Rechte —

Marquis. Freund! Meine Söhne sind dort erschlagen.

Dominique V. hastig. Nun freylich. — Nun ja — — ja! Ey! — so kaufen Sie sich hier an! —

Delomer ist etwas verlegen.

Marquis nachdenkend. Ankaufen?

Dominique V. So wie Herr Delomer sich recht wacker angekauft hat. Sie können es ja.

Marquis. Auch habe ich wohl schon daran gedacht.

Dominique V. Sie pflanzen sich dann Bäume an —

Marquis. Ich würde ihren Schatten nicht mehr erleben.

Dominique V. So pflanzen Sie Ihren Kohl! Ja bey meiner Seele! Wenn die Hoffnung uns lange genug irre geführt hat in dem bunten Gewirre — so hören unsre Entwürfe auf mit einem Beet Kohl. Um die Zeit wird es ruhig in der Brust; wir befinden uns nicht am schlechtesten dabey, und will die Uhr eben ablaufen, stoßen wir unsern Spaten in die Erde, verlassen das ehrliche Tagewerk in Frieden und ohne Reue.

Dominique S. herzlich. Das ist sehr wahr.

Delomer. Ein solcher Ankauf hat allerdings manchen Reitz. Aber doch auch viel Beschwerliches. —

Dominique V. Kaufen Sie sich einen Hof — nur keine Herrschaft. Das Recht über Gras und Korn — nur nicht das traurige Recht über Leben und Tod.

Marquis. Eben daran habe ich eine Weile gedacht. Aber mit jedem Ankauf würde ich die

guten Leute in Verlegenheit setzen, denen ich den gröſsten Theil meines geretteten Vermögens — vielleicht alles zugedacht habe.

Delomer. Wie fern?

Dominique S. Sie haben noch Verwandte?

Marquis. Sehr weitläuftige. Die Veränderung der Dinge hat sie reich gemacht, reicher als ich bin und war. Sie verdienen ohnehin mein Andenken nicht. Aber einen Freund habe ich noch in Paris. —

Dominique S. herzlich. Gewiß! Sie werden ihn nicht vergessen.

Marquis. Einen Freund! — sehr gerührt. Ach! ich kann ihm nie vergelten, was er an mir gethan hat.

Delomer etwas gezogen. Wer ist es?

Dominique S. Kenne ich ihn?

Marquis. Verkannt liegt das ungeschliffene Juweel! — Mein Freund ist mein ehemaliger Kutscher.

Delomer. So?

Dominique V. Wodurch ist Ihnen der Mann so werth geworden?

Marquis. Mit Gefahr seines Lebens hat er das Meinige gerettet.

Dominique V. Das ist brav!

Dominique S. feurig. O vergelten Sie ihm seine That reichlich!

Marquis. Als in jener Zeit, aus einer irrigen Maßregel, der Adel alle seine Bedienten verabschiedete — hatte ich — ein Jahr vor meiner Rettung auch ihn entlassen —

Delomer. Und dieser Kutscher hat Sie gerettet?

Dominique S. Gerade der?

Marquis. Als ich gefangen war, grämten sich meine Freunde; aber ihre Betäubung, oder ihre Muthlosigkeit unternahm nichts für mich. Man sieht meine Verurtheilung voraus; das geht diesem Manne zu Herzen; er hat nicht Ruhe noch Rast. Er geht bey meinen Freunden umher, erschüttert sie. Sie entwerfen einen Plan; er giebt sein Ersparniß dazu her, und führt ihn aus.

Dominique V. Erzählen Sie uns das!
Dominique S. Wie that er das?

Marquis. Früh vor Tage ward mein Kerker ausgeleert, und ich in zahlreicher Gesellschaft dem Tode zugeschleppt. Eine dichte Menge Volkes erwartete uns vor dem Gefängniß, empfing uns mit schadenfrohem Gebrüll, und die schon halb trunkne Wache konnte und wollte sie nicht zurückhalten. Von dieser Masse, der wir als gefährliche Verbrecher geschildert waren, wurden wir umringt, gedrängt, geschmäht, beschimpft. Ich ging ganz zuletzt. Ganz besonders ward ich hin- und hergezerrt, gemißhandelt, und die Wache neben mir

immer mehr von Bachanten mit heißem Getränk faſt ſinnlos gemacht.

Delomer. Schrecklich!

Marquis. Der Zug rückt fort, muß oft halten, kann endlich nicht mehr vorwärts. Man ſendet nach ſtärkerer Bedeckung. Das Getümmel, das Geſchrey ſteigt an die Wolken. Dieſer Böſewicht iſt der ärgſte; ruft eine Stimme — ich fühle mich mißhandelt, ſehe in ein blutiges Geſicht; — dieſe Geſtalt reißt mich aus dem Zuge; — fort mit ihm! rufen die Trunknen; er weiß noch mehr Mitſchuldige, und muß ſie bekennen. Zurück vor den Richter! Man reißt mich zu Boden — Die Menge ſchneidet mich ab von dem Zuge; in der Mißhandlung wird mein Geſicht mit Gewalt entſtellt; man reißt die Kleider mir ab; der Haufen drängt mich von einer Gaſſe in die andere; — ein kurzer Mantel wird mir umgeworfen. Der trunkne Pöbel wüthet blind fort, und kennt nicht mehr den Gegenſtand, dem es gilt.

Dominique S. Ich hole kaum Athem.

Marquis. So ſchimpfen Sie doch, ſo verfolgen Sie doch mit — ruft die blutige Geſtalt mir in die Ohren. —

Dominique V. Brav, brav!
Dominique S. Weiter! weiter!
Delomer. Sehr brav!

Marquis mit Begeiſterung. Ein Strahl der Rettung begeiſtert mich; ich wüthe ſo arg, wie jene;

wir drängen uns vorwärts; — an den Gaſſenecken werden feurige Reden und Aufrufe geleſen — die Menge verliert ſich dort — zuletzt bin ich mit etlichen Gedungenen allein. Man bringt mich in den Keller eines kleinen Hauſes, kleidet mich um. Mein blutiger Verfolger fällt mir um den Hals — und es iſt mein ehrlicher Kutſcher, der unter dieſer Larve und durch Mißhandlungen mein Leben mir gerettet hat.

Dominique S. umarmt ihn. Dank ihm! — O wie mich das erſchüttert hat!

Delomer. Tief in die Seele.

Marquis. Und dieſer Mann iſt Gatte und Vater.

Dominique V. Gott ſegne den Ehrenmann!

Marquis. Er bringt mich in mancherley Geſtalten durch das Land. Er wagt in jeder Stunde ſein Leben mehr als einmal. Wir kommen endlich an die Küſte. Er erkauft ein Fiſcherboot, mich einem Däniſchen Schiffe nachzuführen. Er ſieht mich einſteigen, bleibt am Ufer, bis ich nahe am Schiffe bin, fällt auf die Knie, ſchwenkt ſeinen Hut — läuft fort landeinwärts. — So iſt er mir aus den Augen gekommen, aber nie aus dem Herzen. Er ſetzt ſich erſchöpft.

Dominique V. küßt den Marquis auf die Stirn.

Dominique S. faßt ſeine Hand und ſieht ihn ſtarr an.

Delomer trocknet die Augen. Es ist wahr, der Mann hat überaus brav gehandelt.

Dominique V. Ueberaus brav? Nur brav? Heldenmäßig heiße ich das, und es ist gar nicht zu vergelten.

Delomer mit Feuer. Ja! Sie müssen ihm ein gutes Legat aussetzen.

Dominique V. drückt dem Marquis die Hand. Das müssen Sie nicht thun.

Delomer. Bey Gott! das müssen Sie.

Dominique V. Ein Legat? So lange soll der Mann seine Dankbarkeit in seiner Brust verriegeln? Wenn sein Athem ausgelöscht seyn wird, dann soll sein Retter erst einen frischen Athemzug führen? Das ist Nichts! Lassen Sie sich hier auszahlen, und wenn Ihr Eigenthum so vor Ihnen da liegt, dann zahle Ihr Herz seine Schuld gleich ab. Fort mit der Summe an ein sicheres Haus! der Mensch wird hingerufen; man schiebt ihm in die Taschen, was er verdient hat; Ihr Wort aus dem Herzen steckt man ihm in die Hand — fahr zu, Kutscher! Und nun weiter kein Wort mehr!

Marquis. Ja, wir wollen redlich zusammen theilen. Er steht auf. Und das diese Woche noch.

Dominique V. Je eher, je lieber. Der Augenblick ist unser — wer weiß, was wir im nächsten Augenblicke sind.

Marquis auffahrend. Sehr wahr! — Ja, lieber Delomer! Machen Sie mir diese Freude recht bald, so geschieht doch, so gut ich kann, einmal etwas Ganzes.

Dominique S. Ach! das geschieht ja so selten.

Delomer. Die Bedenklichkeiten, welche Delomer von nun an macht, kommen nicht aus dem Geiz, sondern aus der Verlegenheit, das Geld nicht schaffen zu können. Der Ton ist daher gutmüthig verlegen, nicht kalt bedenklich. Ich gehe von ganzer Seele in Ihr schönes Gefühl und in die rasche Handelsweise meines Freundes Dominique. Aber man muß doch zuvor bedenken —

Dominique V. Man muß geben!

Delomer. Ob Ihre Gabe auch so sicher in seine Hände kommt —

Marquis. Dazu weiß ich Maßregeln.

Delomer. Und ob der Mensch auch —

Dominique V. Lieber Bruder Delomer! Alle Bedenklichkeiten, die hier gemacht werden können, verlieren sich vor der großen Bedenklichkeit, daß der Mensch zu spät glücklich wird.

Delomer. Freylich! Nun, es ist zu hoffen, daß er noch lebt — denn sonst —

Dominique V. Ja wohl lebt er! Ey so eine Handlung giebt langes Leben.

Marquis. Er lebt. Es war meine erste Nachforschung in Europa.

Delomer. Nun das iſt gut. Denn ſonſt —

Dominique V. Wiſſen Sie wohl, Herr Bruder, daß Ihre Vorſicht mich recht ärgert?

Marquis. Tadeln wir unſern Freund nicht! Er drückt Delomer die Hand. Danke ich nicht dieſer ſeiner Vorſicht die Erhaltung des Meinigen?

Delomer. Ich werde übrigens gleich Anſtalt machen, daß das Geld —

Dominique V. Anſtalt! ſo recht! das iſt die Sache! Nun denn — Das wären denn ſo Ihre Anſtalten. Er ſeufzt unwillkührlich, lächelt aber gleich darauf. Wir haben doch deren auch noch zu machen.

Dominique S., Wozu, lieber Vater?

Dominique V. ſieht ihn an. Ey! Er klopft ihm freundlich auf die Schulter. Du mußt nicht fragen, du! Er geht zu Delomer. Das geht uns Väter an. Er faßt ihn vertraulich bey der Hand. Und wenn ihr andern mir es nicht übel nehmen wolltet — ſo möchte ich wohl jetzt mit meinem Bruder Delomer ein Wort davon reden.

Marquis zu Dominique S. Kommen Sie, lieber junger Freund! Wir wollen indeß meine Zukunft ausmalen. Der Grund des Gemäldes iſt nicht hell — indeß — träumen wir ſo angenehm, als möglich. — Geht mit Dominique Sohn.

Dominique S. läßt ihn vorausgehen, und dabey ſieht er in der Thüre ſich um.

Delomer ſteht nachdenkend.

Dominique S. kehrt rasch um, führt Delomer bey Seite. Sie sind nicht ungehalten auf mich?

Delomer verneint es, und reicht ihm die Hand.

Dominique S. legt Delomers Hand zwischen seine beiden Hände, verneigt sich etwas, und im Gehen wirft er Dominiquen einen Kuß zu. Gute Anstalten, lieber Vater! Geht ab.

Eilfter Auftritt.

Dominique Vater. Delomer.

Dominique V. nickt ihm zu. Ja, lieber Bruder! — ich bin denn, Gottlob, hier. Da Sie nun gerade im Begriff sind, diese und jene Verfügung für die Kinder zu treffen, die mich doch nahe angeht, so ist es nun auch nöthig, ein Wort davon zu sprechen, was künftig aus mir werden soll.

Delomer. Wie so? Wir werden gewiß recht glücklich mit einander seyn.

Dominique V. Mit einander? Er schüttelt den Kopf. Ja, das ist nun eben die grose Frage.

Delomer. Das kann wohl keinem Zweifel unterworfen seyn.

Dominique V. Ich werde immer eine feine Welle hier seyn. Aber ich kann denn doch nicht hier bey euch bleiben.

Delomer. Warum nicht? Ja, allerdings.

Dominique V. Nein, Herr Delomer! fest. Zu seiner Zeit gehe ich zurück in mein Vaterland.

Delomer. Das gebe ich nicht zu. Nimmermehr!

Dominique V. ernst. Das kann gar nicht anders seyn.

Delomer. Wie? So sollte —

Dominique V. Verlieren Sie deshalb kein Wort! — Die Frage ist nur die, wer von hier wird mit mir gehen?

Delomer herzlich. Lieber Dominique! wir lassen dich nicht.

Dominique V. Ey gut das! So geht alle mit mir!

Delomer entschlossen. Das kann nicht seyn.

Dominique V. Warum nicht?

Delomer. Wir haben uns hier angekauft. Wir haben —

Dominique V. Man kauft an — man verkauft wieder.

Delomer. Wo denkst du hin?

Dominique V. Nach Hause.

Delomer. Und was blühet dir dort noch?

Dominique V. O — mancherley! Da iſt mein Garten —

Delomer. Du ſollſt hier einen Garten ausſuchen. Welcher dir gefallen wird, ſoll —

Dominique V. Keiner! denn der allerſchönſte iſt doch nicht mein Garten in der Vorſtadt St. Victor —

Delomer. Aber wenn doch ein beſſerer Platz, als jener iſt —

Dominique V. Was habe ich in meinen Garten nicht alles wachſen, vergehen und wieder wachſen ſehen! Wie froh bin ich dort geweſen! Dort werde ich alle Frühjahre wieder ſtark und jung, und mit jedem Herbſte hoffe ich wieder auf ein neues Frühjahr. Dergleichen kann man nur an derſelben Stelle erleben, und man findet es auf keiner andern Stelle wieder. Und was ſollte ich denn wohl hier treiben? Da iſt die Grafenfrau, die weiß ſchon, daß es mit meinem Adel nichts iſt.

Delomer. Wer hat ihr davon geſagt?

Dominique V. Sie müſſen es nicht übel nehmen! Die Frau ärgerte mich ſehr, und bey der Gelegenheit habe ich mich tüchtig verſchnappt. Dem Dominique, merke ich wohl, iſt die Herrlichkeit hier auch zu enge. Wenn Sie ſich nun bekehren, Ihre Schloßgedanken aufgeben, und mit uns in den Reiſewagen ſteigen wollten — ſo wären wir alle ſehr glücklich.

Delomer. Ich kann nicht. streng. Es ist unmöglich.

Dominique V. Das thut mir recht leid. — Nun also zu denen, die hier bleiben! Daß mein Großsohn verkauft werden soll — sehr fest. daraus wird nichts. Das sage ich Ihnen.

Delomer. Und wenn ich nun erkläre, daß, um diese Heirath möglich zu machen, ich 20000 Thaler für das Gut zu viel bezahlt habe, die folglich aus dem Fenster geworfen sind, — was werden Sie dann antworten?

Dominique V. streicht sein Kinn. So werde ich antworten: — es ist viel Geld! — Aber nehmen Sie die Feder zur Hand, denken — es ist mir ein Schiff mit der Ladung untergegangen — gehen Sie an Ihr Buch, und streichen Sie mit fester Hand die 20000 Thaler ganz ruhig aus.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Dominique Sohn.

Delomer. Können Sie sich es vorstellen, Dominique? Ihr Vater will nicht hier bey uns bleiben.

Dominique V. Müssen Sie denn alles gleich ausplaudern?

Dominique S. Wie, mein Vater? Sie wollten —

Dominique V. Höre mich an! Ich bin alt und brauche einen warmen Himmel. Und wenn ich einst sterbe, verlangt mich darnach, neben deiner guten Mutter zu ruhen. — In deinen Armen möchte ich wohl einschlafen. Wenn das so seyn könnte, würde der Augenblick recht gut abgehen. Was sagst du dazu?

Dominique S. läßt den Kopf sinken, faltet die Hände, sieht Delomer bittend und sehnsuchtsvoll an. Herr Delomer!

Delomer gerührt. Bin ich euch denn gar nichts mehr?

Dominique S. Es wird mir unmöglich seyn, Sie zu verlassen. Aber — soll ich denn meinen armen Vater verlassen?

Dominique V. gerührt. Höre Dominique! Wenn ich von hier nach Paris zurückkehre, und von dir scheiden werde, dann sehen wir uns auf dieser Welt nicht wieder, das weiß ich.

Dominique S. Mein Vater! Umarmt ihn.

Dominique V. Nun — du kannst wohl denken, wie mir dabey zu Sinne wird —

Dominique S. Vollenden Sie nicht! Wie? diese Kränkung sollte ich Ihrem Herzen anthun, nur um mich in dem Besitz eines äußern Glanzes zu erhalten, der mir nicht zukommt,

und der mich nicht einmal glücklich macht? O so müßte ich vergessen haben, wie Sie in meiner Jugend sich mühselig beholfen haben, um mir ein Vermögen zu hinterlassen.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Madam Dominique.

Madam Dominique. Lieber Vater, ich bedarf Ihrer im Garten sehr nöthig.

Delomer weggewandt. Jetzt kann ich nicht hinkommen.

Madam Dominique. Nicht? Zu Dominique V. Was ist hier vorgegangen?

Delomer. Dominique will uns alle nach Paris zurück haben. Ich kann es nicht — wie nun die Sachen stehen, ist es mir schlechterdings unmöglich. Wer will mit ihm gehen? wer bleibt bey mir?

Dominique V. Ey, ey, Herr Delomer —

Dominique S. sieht Delomer scharf an, und sieht Madam Dominique an sich.

Madam Dominique wankt an ihren Mann hin, und sieht zitternd ihren Vater an.

Delomer. Julie! Ich habe dein Gelübde, daß du meine Augen ſchließen willſt. Das iſt deine heilige Pflicht. Es iſt nun an dir, den Entſchluß deines Mannes zu erlangen.

Dominique S. Wie? Sie wären im Stande — Sie könnten die Grauſamkeit —

Madam Dominique. Nicht weiter, lieber Mann! Sie fällt ihrem Vater in die Arme. Vater! was verlangen Sie?

Dominique V. Halt! Dieſe Sache muß nicht weiter gehen.

Delomer. Ich verlange mein Schickſal zu wiſſen. Ich muß es wiſſen.

Dominique V. Ich bitte ernſtlich, Herr Delomer, reden Sie jetzt nicht weiter!

Delomer. Ich bin auf das äußerſte gebracht.

Dominique S. Und was machen Sie aus uns?

Dominique V. Dominique!

Dominique S. Nein, nie hätte ich geglaubt, daß es Ihnen möglich wäre, mein Herz ſo grauſam zu zerreißen.

Dominique V. Ich befehle dir, zu ſchweigen und auf der Stelle hinaus zu gehen. Wirſt du mir gehorchen?

Dominique S. verneigt ſich und geht.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Das Kind.

Das Kind. Gnädiger Großvater, Sie möchten zu Herrn Horſmann in den Garten kommen.

Dominique S. umarmt das Kind, und hebt es auf.

Das Kind. Mama, Sie möchten doch auch kommen. Die Arbeiter warten auf Sie.

Dominique V. nimmt Dominique das Kind ab. So geht! Ich will es haben.

Dominique S. Komm, Julie! Sie gehen.

Funfzehnter Auftritt.

Dominique Vater. Delomer. Das Kind.

Delomer wirft ſich in einen Stuhl.

Dominique V. geht mit dem Kinde umher, herzt und drückt es an ſich. Armer Wurm! — Du lieb's Püppchen, du! Er ſetzt ſich mit ihm.

Das Kind. Warum weinst du, Großpapa?

Dominique V. setzt das Kind in den Stuhl, sieht Delomer an, sieht das Kind an; er küßt es und geht dann zu Delomer, dem er mit vielem Ansehen sagt. Es giebt Fragen, Herr Delomer, die ein Vater an seine Kinder gar nicht thun darf. Nein, gar nicht darf. Verstehen Sie mich?

Delomer schwach. Meine Lage fühlt Niemand.

Das Kind geht auf die andere Seite zu Delomer. Gnädiger Großpapa, sind Sie krank?

Dominique V. Recht krank. Mache ihn gesund — sage ihm: — Großpapa, sieh mich armen verhandelten Jungen an — sey nicht gnädig; aber werde gerecht, und verkaufe mich nicht, so sind wir alle reiche Leute.

Delomer. O Gott! Umarmt das Kind.

Das Kind macht sich von ihm los. Wollen Sie mich verkaufen, Großpapa? weint. Ich habe Ihnen ja nichts zu Leide gethan. — Bitte, Großpapa! — Verkaufen Sie mich nicht! Bitte, bitte.

Delomer springt auf und bedeckt das Gesicht.

Das Kind. Ich bitte den Vater, der läßt mich nicht verkaufen. Mama auch nicht. läuft fort.

Delomer. Höre mich an!
Dominique V. hält ihn auf. Bleibe da!

Das Kind. Nein, nein! laß mich zum Vater, zum Vater!

Dominique V. hebt ihn auf. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, du wirst nicht verhandelt. Ich gebe es nicht zu, so wahr mir Gott gnädig seyn soll.

Delomer. Unmenschen seyd ihr an meinem Herzen und meinem ehrlichen Willen.

Dominique V. Schlinge deine Arme um meinen grauen Nacken, halte mich fest, laß mich nicht los! Herr Delomer, — das Kind macht mich zum Kinde — Ich schlage Ihnen einen Handel vor, und biete alle Procente, die ich habe — Geben Sie den Grafenhandel auf, daß der arme Junge frisch und wohlgemuth heranwachse. Geben Sie das Gut zurück, verlieren Sie Geld, und retten Sie das Kind — dann will ich — ja ich will hier bleiben, so lange — bis Sie selbst nach dem Segen des Vaterlandes verlangen. Wollen Sie aber auf der Heirath bestehen, so trete ich, mit dem Kinde auf dem Arme, vor seinen Vater und Mutter hin — erzähle den Handel, wovon sie, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, noch kein Wort wissen. Wenn wir alle drey unsere Hoffnung umschlungen haben, so will ich einmal sehen, ob die Natur in Ihnen nicht Meister wird über Ihre Pergamente. und Sie in unsre Arme führt? das will ich einmal sehen.

Delomer zitternd für Freude, die er, weil er innigst betroffen ist, nicht laut äußern kann. Du willst bey uns bleiben? ist das ein Wort?

Dominique V. reicht ihm die Hand. Wenn die Heirath zurückgeht, ja!

Delomer. Kann ich mich darauf verlassen?

Dominique V. Ich habe den Handschlag darauf gegeben.

Delomer. Kleiner! lauf und hole deinen Vater daher — Und daß er gleich käme! gleich!

Das Kind geht ab.

Dominique V. Herr Delomer! ich habe das Kind so theuer erkauft, als ich kann; daher mache ich die ausdrückliche Bedingung: unsre Kinder müssen nie erfahren, daß von einer solchen Heirath die Rede war. Das könnte Ihnen sonst großen Schaden thun.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Gräfin.

Gräfin. Es beliebt Herrn von Delamer nicht, zu kommen, so muß denn das, was ich nie angefangen haben würde, durch mich geendigt werden. Aus der projektirten Vermählung kann nichts werden. Das erkläre ich rund und gerade.

Dominique V. Recht so! Je gerader, je besser.

Gräfin. Ihr sämmtlicher Adel ist ein Blendwerk, das weiß ich.

Delomer. Das erlangte Diplom des deutschen Adels —

Gräfin. Ist gekauft, auch erlangt? Das Diplom können Sie zu gar nichts brauchen.

Dominique V. Ganz recht!

Gräfin. Eine Familie, deren Erbherr zum Karren verurtheilt gewesen ist —

Dominique V. Was soll das heißen?

Delomer. Frau Gräfin, was unterfangen Sie sich?

Gräfin. So eine Familie kann nicht geadelt werden.

Dominique V. ruhig. Auf dem Schubkarren habe ich mein Essigfaß 45 Jahre durch Paris hin- und hergefahren. Was haben Sie dagegen zu sagen, Madam?

Delomer mit innigem Gefühl und Feuer. Ja, Madam! in diesem Essigfaß hat der Ehrenmann 100000 Livres als Mitgift seines Sohnes in mein Haus gebracht.

Dominique V. So viel war beysammen; kein Heller drüber oder drunter.

Delomer. Mit dieser Summe hat er mich vom Banquerot gerettet. Was ich bin und habe, ist sein Werk. Mit Würde. Sein Handwerksgeräth sey meinen Nachkommen so werth, wie die älteste Trauerfahne im Chor des Dohmes Ihrer Familie ist.

Gräfin. So ist das? Also ein Essighändler? Hm! ein saures Metier!

Delomer mit Stolz. Brechen wir ab! — Das Gut ist bezahlt und mein. Heben wir die Heirath auf! Sie können nicht vergnügter darüber seyn, als ich.

Gräfin mit Entzücken. Dieu soit loué! Sie geben mir das Wort des Grafen zurück?

Dominique V. Mit tausend Dank! Nehmen Sie mirs nicht übel, gnädige Gräfin, aber ich hätte es Ihnen vor einigen Stunden nicht angesehen, daß Sie uns alle so glücklich machen würden.

Gräfin. Ich versichere Ihnen, daß mir das auch nicht eingefallen ist. Zieht ein Papier heraus, das sie zerreißt. So vern-ht' ich die himmelschreyendste Thorheit meines Gemahls. Wir reisen gleich auf eines unserer andern Güter; denn Sie werden begreifen, daß wir hier nicht an unserer rechten Stelle sind.

Dominique V. Eine wohlausgedachte Handlung! denn dadurch kommen wir Uebrigen allgemach an unsre rechte Stelle.

Gräfin. Hm! — Der alte Herr wird wohl hier sein Metier fortsetzen mit dem Essig?

Dominique V. Das möchte ich, mein Seele, wohl.

Gräfin zu beiden. A jamais revoir! — Man wird niemals zu uns kommen, denn man würde abgewiesen werden. Geht ab.

Dominique V. Lieber Delomer! das Reiß, was auf den Stammbaum gepfropft worden wäre, hätte, mein Seele, verdorren müssen.

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Dominique Sohn.

Delomer der die ganze Zeit in Gedanken gestanden. Dominique! Ihr Vater bleibt hier bey uns.

Dominique S. mehr erstaunt, als erfreut. Wie?

Dominique V. guter Laune. Ja, es ist so — es ist so gekommen

Delomer. Nun, lieber Bruder Dominique, geh und beruhige meine Tochter!

Dominique V. Jetzt wäre ich gern hier geblieben —

Delomer. Die größte Schwierigkeit muß nun noch gehoben werden.

Dominique V. Giebt es noch Eine? Welche?

Delomer. Davon ein Wort unter uns beiden!

Dominique V. Muß das seyn? So sey es ein Wort aus dem Herzen — und gleich darauf die That! — ich gehe zu der Tochter. Geht ab.

Achtzehnter Auftritt.

Dominique S. Delomer.

Delomer gerührt. Ihr Vater hat eine unbegreifliche Gewalt über mein Herz.

Dominique S. Jeder gute Mensch hat sie über den andern.

Delomer. Ich bin im Hingeben — und ich muß für Sie noch etwas thun. Wenn ich jetzt Ihnen gewähren soll, so muß ich Ihnen vorher nehmen.

Dominique S. Was Sie wollen. Nur den unbefangenen Sinn lassen Sie uns erhalten! Das Uebrige ist zu erwerben.

Delomer. Mit dem Marquis will ich mich gleich auseinander setzen.

Dominique S. Gott segne Sie —

Delomer. Ich möchte ihn auszahlen.

Dominique S. O ja!

Delomer. Ich kann es nicht. Es müßte denn seyn, Sie wollten ihn disponiren, das Warbingsche Gut anzunehmen. Er gewinnt dabey.

Dominique S. Das will ich.

Delomer wendet sich ab, und drückt Dominique die Hand. Erhalten Sie dabey meine Ehre!

Dominique S. Durch die Wahrheit. Er ward für todt gehalten, und Sie liefern die Verwendung des Seinigen ihm aus.

Delomer. Es sey! Seufzt. Aber die Umstände sind jetzt sehr geändert. — Heute Morgen konnte ich meinen Kindern große Geschenke geben — jetzt nicht mehr. Die Erwerbung des Adels hat eine Summe weggenommen, die, wie jetzt die Sachen stehen, sehr beträchtlich ist. — Ach, und mäßig begütert, wie ihr nun seyd — kann ich nicht einmal dazu rathen, daß ihr vor der Hand von dieser Würde Gebrauch macht.

Dominique S. Vater! Sie machen mich unbeschreiblich glücklich.

Delomer. Das ist noch nicht Alles. — Die Katastrophe dieser unvorgesehenen Tage raubt mir so viel, daß ich nun zu Ihnen und Julien sagen muß: — Nehmt mich auf und unterstützt mich! O, es ist schrecklich! Er wirft sich in seine Arme.

Dominique S. Was wir haben, ist Ihre, wie wir selbst, lieber Vater! Es giebt kein Eigenthum für mich und Julien — alles ist Ihre —

Delomer. Am Morgen ließ ich Ihnen huldigen — am Abend muß ich Sie deshalb um Verzeihung bitten. Ich überlebe das nicht.

Dominique S. Ich trete wieder in die Gemeinschaft mit Ihnen, darin ich so glücklich war. Nehmen Sie Ihr heiliges Recht auf unsern Besitz nicht mit Wehmuth an! Empfangen Sie unsere Liebe mit Vaterfreude!

Delomer. Dominique! Es ist das zweyte Mal, daß Sie mich mir selbst wieder gegeben haben. Gott lohne Sie dafür! — Ach — ich kann es ja nicht mehr.

Dominique S. Ihr Segen lohnt mich besser, als eine Herrschaft.

Delomer. Was soll ich nun beginnen? Ich habe mich lächerlich gemacht.

Dominique S. Kann das Uebermaß väterlicher Zärtlichkeit nicht Nachsicht erwerben für das, was Sie für Ihre Kinder zu viel gethan haben?

Delomer mit gerungenen Händen. Was soll nun hier aus uns werden?

Dominique S. Thätige, frohe, glückliche Bürger.

Delomer mit lautem Schmerz und Heftigkeit. Ich werde das Ziel des Spottes, der Neckereyen aller Nachbarn. Man wird auf mich und euch mit Fingern hinweisen.

Dominique S. — Fürchten Sie das wirklich?

Delomer. Die Welt vergiebt das Verbrechen; aber nie das Lächerliche. Fast der Verzweiflung

nahe. Und wenn vollends die Geſchichte mit dem Vermögen des Marquis ruchbar würde —

Dominique S. wendet ihn zu ſich Faſſen Sie meine Hand! — Ich biete Ihnen Ruhe dar, und Heiterkeit des Alters.

Delomer. Wo kann ich die noch finden?

Dominique S. Im Vaterlande. Er umarmt ihn.

Delomer will ſich loßmachen.

Dominique S. Nein! ich laſſe Sie nicht aus meinen Armen, bis ich dieſen Entſchluß Ihnen abgewonnen habe. Gedenken Sie des milden Himmels, Ihrer Freunde! Das Vaterland öffnet freudig die Arme allen denen, welche nicht das Schwerdt in ſeinen Buſen ſenkten, nur in den Stürmen ſich bergen wollten.

Delomer. Und was ſind wir dort?

Dominique S. Was wir waren. Die große Wunde iſt faſt vernarbt; wir hören nur den Nachhall der Trauerzeit.

Delomer. Aber dieß Land hat uns ſo freundlich aufgenommen.

Dominique S. — Es liegt an uns, in Deutſchland ein Gedächtniß zu ſtiften, das zu ewigen Tagen für unſre Erkenntlichkeit reden wird.

Delomer. Welches?

Dominique S. Uebergeben Sie dem Marquis das Warbingſche Gut mit dem Bedinge, daß

er dort die Leibeigenschaft aufhebe. Frohe Nachkommen werden dann bey ihrer Feldarbeit den Namen Delomer mit frischem Athemzuge sprechen, und am Erndtefest wird er in späten Jahren noch gesegnet werden.

Delomer reicht ihm beide Hände. Ich bekenne mich überwunden —

Dominique S. küßt seine Hände und bleibt eine Weile in der Stellung.

Delomer. Ich scheide von der Bahn des Ehrgeitzes — ich gebe mich in die Hände meiner Kinder. Nehmt mich — führt mich — ich folge euch mit Liebe und Segen.

Dominique S. — Vater — Julie! — mein Kind — Horfmann! Ist niemand da?

Bedienter tritt ein.

Dominique S. Rufe Er meine Frau — meinen Vater — meinen Sohn!

Bedienter geht ab.

Dominique S. O lassen Sie mich diese Segensbotschaft gleich verkünden!

Delomer. Aber das Aufsehen —

Dominique S. Kann man zu früh glücklich seyn?

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Madam Dominique. Das Kind. Hernach Dominique Vater.

Dominique S. Umarmt ihn! — Julie, schließe deinen Vater fest an das Herz! Mein Sohn, umfasse seine Knie! Huldigt dem guten Hausvater, und thut es laut!

Dominique V. kommt.

Dominique S. Triumph, Vater! — Friede, Jubel und Segen! Er geht zurück mit uns in das Vaterland.

Dominique V. Was? Ist das möglich?
Mad. Dominique. Vater, ist das wahr?

Delomer. Mein Führer ist mein guter Sohn.

Dominique V. Mit uns? — höre ich recht?

Dominique S. Der Sieg über sich selbst ist das Diplom des Seelenadels. — Dankt für mich! Ich vollende das Geschäft, was uns den Frieden der Seele giebt, und den Segen des Hausglückes in unsre Mitte führt. Geht ab.

Zwanzigster Auftritt.

Vorige, ohne Dominique S.

Dominique V. im Jubel. Sie ziehen mit mir?

Delomer. Ja! Ich habe mich von Vielem losgemacht, es ist mir leicht und wohl. Dominique, dein Geschenk, was mich damals gerettet hat, war groß; aber es ist eine Armuth gegen das Geschenk, was du mit deinem Sohne mir gemacht hast. Gott erhalte ihn uns allen zum Trost!

Madam Dominique. Mein theurer, lieber Vater!

Dominique V. Zwey wackere Bürger bringe ich dem Vaterlande wieder? — Dreye!! denn dich nenne ich zuerst. — Herr Delomer, was soll ich für diesen wackern Entschluß darbringen?

Madam Dominique zu Dominique V. Zu welch einer glücklichen Stunde sind Sie gekommen, Vater!

Dominique V. Wenn ich doch noch so ein baares Faß hätte, um es da vor Sie hinzuschieben, zum Dank für die Herzensfreude, die Sie mir altem Manne geben. Wie hat der Dominique das angefangen, daß er Sie herum gebracht hat?

Delomer. Ach! er hat das redlichste Herz auf der Welt.

Madam Dominique. Nicht wahr?

Dominique V. Der Bursche braucht nicht patentisirt zu werden. Er hat ein Patentherz in der Brust. Er hebt das Kind auf Was wird das für ein Einzug werden in meinen Garten! Frau Tochter, was wird meine alte Susette sagen, wenn ich mit dem Kleinen an der Hand in meinen Garten ziehe! — Sapperment! Ich fahre ihn in meinem Schubkarren im Triumph hinein. Ja, das thue ich. So ein köstliches Gut habe ich noch nicht darauf gefahren.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Vorige. Horfmann.

Horfmann. Ja — es iſt nunmehr im Garten alles angezündet — wenn die hohen Herrſchaften belieben —

Das Kind. Lichter! Eine Menge lichter! Springt umher.

Delomer. O nein! Löſcht alles aus!

Dominique V. Bewahre! Steckt noch mehr Lichter an! Es iſt uns hell geworden im Kopf und Herzen. Das wollen wir feyern mit Geſang und Klang, wollen die Gläſer anſtoßen — der gute Herr Delomer ſoll leben! weil er ſich von allem Gnädigen losgemacht hat! Frau Tochter, der Wein darf nicht fehlen; die Muſik darf nicht aufhören, und die aufgehende Sonne muß uns alle noch fröhlich und laut finden.

Horfmann. Iſt denn eine Veränderung vorgefallen?

Dominique V. Ja, Herr! Ein wahrer Fund für alle Zeitungeſchreiber! Die gnädigen Barone von Delomer und von Dominique werden wieder arbeiten und recht gute ſolide Häuſer werden.

Horfmann. Solide? dieß Schloß iſt doch ſehr ſolide gebauet. Alles in Quadern, auf purem Felſengrunde.

Dominique V. Quadrirt doch nicht mit dem Uebrigen.

Letzter Auftritt.

Vorige. Dominique Sohn. Marquis.

Marquis. Guter, lieber Delomer! —

Delomer. Umarmen Sie mich von ganzem Herzen!

Marquis. Ich nehme das Gut an, was Sie mir abtreten; ich gehe alles ein, was Sie vorſchlagen, wenn es nicht zu viel iſt, wenn mein Herz nicht dagegen ſpricht, ſogar Verzinnſung von dem Retter meines Vermögens anzunehmen, als ob er nur Verwalter geweſen wäre. Zu Delomer, der antworten will. Still davon für jetzt! Auf Dominique V. deutend. Das Herz und der Kopf dieſes rechtſchaffenen Naturmenſchen ſollen darüber zwiſchen uns entſcheiden. Aber was wird aus mir, wenn ſie alle Deutſchland verlaſſen?

Delomer. Sogleich iſt das nicht möglich.

Marquis. Dann bin ich hier allein, wie auf der Insel, dahin ich verschlagen ward.

Dominique V. Diese da werden alle brave Deutsche, die ihnen Gutes erwiesen haben, an Sie weisen.

Dominique S. Und so viel Leibeigne, als Sie befreyen, so viel dankbare Kinder zählen Sie.

Dominique V. Sie heben die Leibeigenschaft auf?

Marquis. Ja! Ihr Herr Sohn macht diese Bedingung, und ich gehe sie freudig ein.

Dominique V. Gott sey gedankt! Er dreht sich im Jubel umher. Das ist recht! Das ist schön! Er reißt Delomer mit Entzücken an sich. Das ist vornehm! Sie wollen keine Knechtschaft. So geht der Segen vor Ihnen her. Marquis! — Lassen Sie uns daheim treue Bürger seyn, weil wir lieber das seyn wollen, als gebietende Herrn. Zeigen Sie es hier zu Lande, daß es einen hohen Adel gebe, weit über das Pergament hinaus, der darin besteht, dem Menschen leicht zu machen, was ihn drückt. — Wer nun von uns allen am besten seinen Platz behauptet, und am nützlichsten ist — darüber mögen die Uebrigen zanken. — Wir thun derweile das Gute.

Grimma,

gedruckt bey Georg Joachim Göschen.

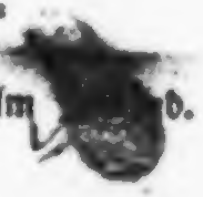
Heinrichs des Fünften
Jugendjahre.

Luſtſpiel in Drei Akten

nach dem

Franzöſiſchen des Alex. Duval,

von



August Wilhelm [illegible]d.

Berlin,
bei Friedrich Braunes.
1808.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1243

Heinrichs des Fünften
Jugendjahre.

Luſtſpiel

in Drei Akten, nach dem Franzöſiſchen

des

Alex. Duval.

Perſonen.

Heinrich, muthmaslicher Erbe der Brittiſchen Krone.

Rochester, des Prinzen Günſtling.

Eduard, der Prinzen Page.

Copp, Schenkwirth, ehemals Kaper-Kapitain.

William, Kammerdiener des Prinzen.

Milady Clara, Lieblingsdame der Prinzeſſin.

Betty, Copps Nichte.

(Der Schauplatz iſt im Königlichen Schloſſe und in des Kapitain Copps Schenke.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lady Clara. Rocheſter.

Lady Clara.

Allerdings, Graf Rocheſter, beſchuldigt Sie die Prinzeſſin, einer der vorzüglichſten Anſtifter von ihres Gemals unregelmäßigem Betragen zu ſeyn!

Rocheſter. Geben Sie Acht, am Ende werde ich es noch ſeyn ſollen, der den Prinzen abhält, ſich in ſie zu verlieben.

L. Clara. Das sag' ich nicht; aber Ihr satyrischer Geist, der alle gute Ehemänner lächerlich macht, Ihre tolle Streiche und Ihre boshafte Verse haben Sie zum gefährlichsten Menschen gemacht.

Rochester. Zum gefährlichsten Menschen? Ach, Milady, Sie werden mich noch eitel machen!

L. Clara. Ich meyne, gefährlich in der Gesellschaft.

Rochester. Wie? Weil der Prinz mir die Ehre thut, mich zu seinen Vergnügungen zuzuziehn, halten Sie mich für einen Theilnehmer an seinen Unbesonnenheiten? Es wäre doch spaßhaft, wenn ich bei Seiner Hoheit den Cato spielen wollte! Diese Rolle überlasse ich den alten Eulen am Hofe, die, weil sie unsere Belustigungen nicht theilen können, es sich herausnehmen, sie zu tadeln. Daß sich die Prinzessin über mein Betragen beklagt, ist ganz natürlich; man weiß wohl, daß eine ver-

nachläſſigte Frau an ihrem Manne immer etwas zu tadeln findet. Aber Sie, für die die Prinzeſſin eben ſo viel Freundſchaft hat, als der Prinz für mich, Sie kennen doch die Welt zu gut, als daß Sie mir nicht Recht geben ſollten. Unſere Rollen ſind ohngefähr dieſelben; wir ſpielen die Gefälligen. Sind Sie auch aufgelegt zu lachen, ſo weinen Sie gleichwohl mit der Prinzeſſin; bin ich in der finſterſten Laune, ſo lache ich mich doch halb todt mit dem Prinzen. Dabei werden wir in unſern Augen, und in den Augen der ganzen Welt Recht haben, ſo lange wir geſchickt genug bleiben, uns in der Gunſt unſrer künftigen Gebieter zu erhalten.

L. Clara. Doch mit dem Unterſchied, daß die gefühlvolle und tugendhafte Prinzeſſin von allen verſtändigen Menſchen geſchätzt wird, und daß —

Rochefier. Dem Prinzen, weil er liebenswürdig und großmüthig iſt, alle Nar-

ren nachlaufen. Wer dabei die Wahrheit auf seiner Seite habe, wird Ihnen nicht zweifelhaft scheinen. Aber lassen wir das aus seyn, schöne Lady, um lieber von uns und unsern eignen Planen zu reden.

L. Clara. (lachend) Wie, Sie haben immer noch Absichten auf mich?

Rochester. Ohne Zweifel; unser Rang ist sich ohngefähr gleich, unser Vermögen auch, wir sind beide in Gunst, und bis auf die brennende Leidenschaft, die wir für einander fühlen, giebt dieß eine wahre Hofheirath.

L. Clara. Wie soll ich an Ihre heftige Leidenschaft glauben? Was für Beweise haben Sie mir davon gegeben?

Rochester. Wie, was für Beweise? Bedenken Sie doch, daß ich mitten in dem galanten Hofe, trotz dem Rufe Ihrer erstaunlichen Tugend, immer nur Gutes von Ihnen gesprochen habe.

L. Clara. Wie, Sie haben Gutes von mir gesprochen?

Rochester. Ich habe noch mehr gethan. Sie kennen die schöne Herzogin, die kleine empfindsame Närrin —

L. Clara. Nun wohl! was ist ihr begegnet?

Rochester. Ich habe mit ihr gebrochen. Darüber ist sie untröstlich.

L. Clara. Hoho! Was das betrifft, das kann ich nicht glauben.

Rochester. Ich gab Ihnen mein Ehrenwort. Ich habe diesem geheimen Verständniß ein Ende gemacht. Die ganze Welt wird es Ihnen sagen.

L. Clara. Nun so sehe ich wohl, daß Sie nicht scherzen. Aber wie, Sie wollten das beschwerliche Joch des Ehestandes tragen? Was kann Sie bewegen, einen so verzweifelten Entschluß zu fassen?

Rochester. Die Nothwendigkeit. Bedenken Sie, daß ich seit dem Tode meines

Bruders der letzte Graf von Rochester bin.

L. Clara. Ich glaubte bis jetzt, daß Sie noch einen Neffen hätten.

Rochester. Nicht daß ich es wüßte. Doch muß ich wohl noch Verwandte haben. Eine Schwester von mir, die ich nie gekannt habe, hat, wie man sagt, ich weiß nicht welche thörichte Heirath gethan. Sie ist mit ihrem Manne nach Indien gegangen und beide sind dort gestorben. Mein Bruder, damals das Haupt unserer Familie und sehr eingebildet auf seinen Adel, wollte die einzige Frucht einer Verbindung nicht anerkennen, die er eine Mißheirath nannte. Nun ist auch er gestorben, und indem ich sein Vermögen und seine Titel geerbt habe, suche ich vergebens nach jener Waise; denn die Rede ist von einem kleinen Mädchen.

L. Clara. Das arme Kind! Ich bin überzeugt, es würde Sie sehr glücklich machen, die junge Nichte bei sich zu haben.

Rochester. Ganz gewiß, zumal wenn sie schön ist. Aber lassen Sie uns auf unsere Heirath zurückkommen. Reden wir von den Ehepakten!

L. Clara. Gehn Sie doch, lieber Graf! Sie sind wohl nicht recht klug. Indessen lassen Sie uns eine Uebereinkunft treffen. Wenn Sie durch das Uebergewicht, das Ihnen Ihr Verstand über den Prinzen giebt, es vermögen, ihn von seinen Nachstreifereien und von seinen Verkleidungen abzubringen, wenn Sie ihn zur Vernunft und zu seiner Gemahlin zurückführen, so verspreche ich Ihnen —

Rochester. Wo denken Sie hin, Milady? Ich soll den Bekehrer machen? Was würden die Hofleute sagen? Soll ich meinen großen Ruf auf das Spiel setzen?

L. Clara. Ich kenne Sie, Mylord! nichts ist Ihnen unmöglich. Sie sind der Freund des Prinzen und überdieß ein Mann von Wissenschaft. Sie allein besitzen

die Kunſt, oder vielmehr die Gabe, Wahrheiten und ſelbſt ſehr ſtarke Wahrheiten, im Scherz auszuſprechen.

Rochester. Ew. Gnaden vergeſſen noch eine Gattung von Verdienſt.

L. Clara. Und welche?

Rochester. Die, mich regelmäßig zwei oder dreimal im Jahre verbannen zu laſſen.

L. Clara. Und wenn die Frau, die Sie zu lieben verſichern, ſich erböte, dieſe Verbannung zu theilen?

Rochester. Ach, ſo bin ich verloren, Sie greifen mein Herz an.

L. Clara. (lachend) Graf, Graf! Wenn dieſes Herz ſo viel werth ſeyn könnte, als Ihr Kopf! Nun, werden Sie einwilligen?

Rochester. Sie wollen es. Was ich auch dabei wagen mag, ich will mich daran geben, will verſuchen, den Prinzen zu beſſern und ihm eine Abneigung gegen ſeine romanhafte Abentheuer und ſeine Verirrun-

gen beizubringen. — Aber erinnern Sie sich, gnädige Frau, an meine Belohnung.

L. Clara. Sie dürfen alles hoffen. Adieu, lieber Graf! Ich fange an, Ihre Leidenschaft zu glauben, weil Sie mir zu Liebe bereit sind —

Rochester. Alles in der Welt aufzuopfern; selbst die Gunst des Prinzen. Nun sage man noch, daß ich nicht lieben kann.

(Lady Clara geht ab)

Zweiter Auftritt.

Rochester. (allein)

Ich fürchte, daß ich zu viel versprochen habe. Einen jungen Prinzen zur Vernunft, einen Gatten zu seiner Frau zurück zu führen — — Das Unternehmen ist wahrhaft schwer. Heinrich findet zu viel Vergnügen an seinen Abenteuern, als daß ich hoffen dürfte — — Wahr ist es, er hat immer nur unangenehme gehabt — — Wenn er

in große Verlegenheit geriethe — — Das könnte ein Mittel werden — ich will darauf denken — — Die Handlung ist ganz verdienstlich; — so mag sie mir denn immer meine Gunst und meine Pension kosten. Wie sonderbar ist doch die Welt! Mein ganzes Leben lang habe ich nichts als Thorheiten begangen, und dabei den Ruf eines liebenswürdigen Mannes gehabt. Will ich ein einziges Mal vernünftig seyn, so werde ich für ausschweifend gelten. Wohl denn, was liegt daran? Ich will es gleichwohl versuchen. Die Liebe soll mich für die Thorheiten entschädigen, zu denen mich die Vernunft verleitet.

Dritter Auftritt.

Eduard. Rochester.

Rochester. Ah! sieh da, mein junger Schützling; wie nachdenkend er aussieht! Nun, Eduard, was haben Sie denn?

Eduard. (mit einem Seufzer) Nichts, Herr Graf!

Rochester. Guter Gott! Welch ein Seufzer! Für einen Pagen haben Sie ein ſehr melancholiſches Anſehen. Sollten Sie etwa verliebt ſeyn?

Eduard. Sie haben mein Geheimniß errathen. Iſt es nicht zum verzweifeln. Ich, der für ganz unempfindlich gelten wollte, ich, der Sie zum Muſter genommen hatte, und den man, Dank ſey es einigen glänzenden Abentheuern, bereits für den thörichſten und unbeſcheidenſten jungen Menſchen hielt, ich muß mich nun ganz eigentlich verlieben.

Rochester. Wie iſt es möglich, daß Sie ſo weit den Kopf verlieren!

Eduard. Wenn Sie nicht Mitleiden mit mir haben, ſo komme ich in der großen Welt um alle Ehre. Ich werde der vernünftigſte junge Mann und der treueſte Liebhaber.

Rochester. Sagen Sie auch der langweiligste! Das ist ja eine wahre Seuche! Ein leichtsinniger Prinz, ein empfindelnder Page, und ich ganz vernünftig; auf diese Weise werden wir bald alle drei einen Platz im Tollhause finden. Wohlan, reden Sie frei mit mir! wer ist der Gegenstand Ihrer zärtlichen Flamme?

Eduard. (verlegen) Herr Graf!

Rochester. Ist es eine Hofdame der Prinzessin?

Eduard. Nein, Herr Graf!

Rochester. Vielleicht irgend eine reiche Gräfin?

Eduard. Ganz gewiß nicht.

Rochester. Wissen Sie vielleicht gar nicht einmal, wie Ihre Schöne heißt?

Eduard. Verzeihen Sie mir, Sie heißt Betty.

Rochester. Betty! Zum Henker, der Name klingt vornehm. Und welchen zau-

herlichen Ort verschönt dieses wundervolle Wesen durch seine Gegenwart?

Eduard. Sie wohnt in der Schen — Herr Graf, versprechen Sie mir, mich nicht auszulachen.

Rochester. Ich sehe wohl, mein Lieber, daß Sie recht sehr verliebt sind, denn Sie sind recht sehr lächerlich. Aber lassen Sie uns zu Ende kommen. Wohnt Ihre Schöne hier im Schlosse?

Eduard. Nein, Mylord, sie wohnt in der Schenke zum Großadmiral, in der Vorstadt.

Rochester. In der Schenke zum Großadmiral. Hahaha, über die Thorheit!

Eduard. Aber ist denn das so was besonderes? Ihr Oheim ist der Eigenthümer der Schenke.

Rochester. Ohne Zweifel irgend ein Gauner, der diesem respektablen Hause vorsteht.

Eduard. Welche Verläumdung! Er

iſt ein vollkommen rechtlicher Mann; ein ehemaliger Kaperkapitain.

Rocheſter. Und Sie wagen es, in dieſem vielleicht verdächtigen Hauſe, in der Livree des Prinzen zu erſcheinen?

Eduard. Dafür hab' ich mich wohl gehütet. Sie wiſſen, daß ich viel Muſik verſtehe und gut italieniſch rede.

Rocheſter. Nun?

Eduard. Nun, ich habe mich als Muſiklehrer eingeſchlichen.

Rocheſter. So, der junge Herr verkleidet ſich! Das muß den ganzen Hof für Sie einnehmen; und Sie nennen ſich Signor —

Eduard. (mit gebrochenem Dialekt) Georgini, Ihnen zu dienen, Herr Graf! wenn ich dazu im Stande ſeyn —

Rocheſter. Wie das? Aber Ihr Abenteuer iſt ein vollkommner Roman, und ich wette, daß die Heldin, das kleine Mädchen in der Schenke, irgend eine Prinzeſſin

geſſin iſt, die von Seeräubern entführt worden.

Eduard. Sie ſcherzen doch immer. I nun, mir kommt zuweilen ſelbſt die Idee. Sicher iſt ſie nicht das, was ſie ſcheint, davon bin ich gewiß.

Rocheſter. Schweigen Sie, Kindskopf! Aber ich höre den Prinzen vom Spaziergang zurückkommen. Gehn Sie jetzt an Ihren Poſten. Ein andermal wollen wir uns weiter von Ihrer edlen Leidenſchaft unterhalten.

Vierter Auftritt.

Rocheſter. (allein)

Armer junger Menſch! Er iſt das Opfer irgend einer Ränkemacherin; aber ich werde zu verhindern wiſſen, daß er nicht eine Thorheit begehe. Ich muß die junge Perſon ſehen, und zwar noch dieſen Abend. Ja, die Idee gefällt mir. Wenn ich mich

mit des Prinzen Kammerdiener verabrede, ſo kann ich zu gleicher Zeit jenem eine Lektion geben und mich über den Pagen luſtig machen.

Fünfter Auftritt.

Heinrich. Rocheſter.

Heinrich. Ah, guten Morgen, lieber Graf! Was machen wir dieſen Abend? Haſt Du irgend einen tollen Streich erſonnen?

Rocheſter. Im Gegentheil. Ich habe über mein vergangenes Leben die ernſthafteſten Betrachtungen angeſtellt. Ich werde nach und nach alt und ſo iſt es Zeit, daß ich ein anderes Betragen annehme.

Heinrich. Seht doch den ehrwürdigen Apoſtel! Du machſt mich lachen, lieber Rocheſter, wenn Du Deinen Sittenrichter-Ton annimmſt. Aber mache nur immer, was Du willſt, Du wirſt niemanden täu-

ſähen, und man wird nicht an Deine Bekehrung glauben.

Rocheſter. Gleichwohl iſt ſie ſehr ernſtlich, und um das den Ungläubigen zu beweiſen, will ich mich verheirathen.

Heinrich. Und das ſoll der Beweis Deiner Verſtändigkeit ſeyn?

Rocheſter. Wenn es eine Thorheit iſt, ſo muß mich wenigſtens das Herkommen entſchuldigen. Miladn Clara — —

Heinrich. Willigt ein, Dich zu heirathen! Eine ſo achtbare, ſo verehrungswerthe Frau. Nur ſolche arge Geſellen können ſo erhabene Tugenden beſiegen.

Rocheſter. Da der Himmel uns dieſe verſagt hat, ſo iſt es natürlich, daß wir ſie bei andern ſuchen.

Heinrich. Wenn Du Dich verheirathеſt, ſo übernehme ich's, Dein Hochzeitsgedicht in Knittelverſen zu machen.

Rocheſter. Ew. Hoheit können immer damit anfangen. Alles iſt verabredet.

Gleich nach meiner Verheirathung verlasse ich den Hof mit seinen Weltfreuden, und ziehe mit der Frau Gräfin auf mein altes Schloß Rochester, sobald ich nur von meinen Gläubigern die Erlaubniß dazu werde erhalten haben.

Heinrich. Wie? ist dein Schloß noch verpfändet?

Rochester. Nicht eben ganz und gar; aber die Liebe zur Dichtkunst, die uns von allen irdischen Dingen abziehe, hat mich bewogen, die Administration meiner Güter ehrlichen Leuten anzuvertrauen, die mir ehemals Geld vorgeschossen haben.

Heinrich. Sieh acht, am Ende werde ich noch alle diese Wucherer befriedigen müssen.

Rochester. In Wahrheit, Prinz, diese Spitzbuben kennen Sie noch besser, als ich, denn sie haben mich versichert, daß ich gleich nach meiner Hochzeit alle meine Besitzungen wieder erhalten würde.

Heinrich. Wir wollen das ſchon machen. Jetzt laß uns von unſerm Abend reden. — Sage, wo werden wir ihn zubringen?

Rocheſter. Aber vergeſſen denn Ew. Hoheit, daß Ihnen die Prinzeſſin dieſen Abend ein Feſt giebt?

Heinrich. Ah, mein Gott, Du erinnerſt mich daran!

Rocheſter. Sie werden dort alle unſere ſchöne Ladys finden.

Heinrich. Ja, bei'm heiligen Georg, alle Ladys werden dort ſeyn und die Langeweile mit ihnen. Aber begreifſt Du auch, lieber Graf, welchen Zwang ich werde aushalten müſſen, ich, der geſchworne Feind von aller Etiquette, der nur überall Zerſtreuung ſucht, wo er ſie nur finden kann. Das Privatleben allein kann mich über das öffentliche tröſten.

Rocheſter. O! In meinen Augen

ſind Sie gerechtfertiget genug, aber die Prinzeſſin, Ihre Gemahlin!

Heinrich. Iſt eine vortreffliche Frau, die ich ſchätze und verehre. Aber ſie hat eine Tugend — o! —

Rocheſter. Wiſſen Sie wohl, daß ſie ſehr ungnädig auf mich iſt? Sie beſchuldigt mich, daß ich an Ihren Ausſchweifungen Theil nehme.

Heinrich. Das iſt eine Verläumdung. Du biſt der Anſtifter davon.

Rocheſter. Welch' ein Gedanke! Sie, den ich zu meinem Vertheidiger erwählt hatte — Ich bin verloren.

Heinrich. Dein Ruf iſt's.

Rocheſter. Ach! Sie beugen mich ſo ſehr.

Heinrich. Wie, Herr Graf, Sie erröthen über einen Scherz — Ha, ha, ha, iſt es Dir denn noch möglich, beſcheiden zu ſeyn?

Rocheſter. Aber Sie irren ſich auch ſo ſehr.

Heinrich. Wohlan, mein lieber Rochester, unter uns gesagt, Du weißt wohl, daß Du der schlimmste Vogel in allen drei Königreichen bist.

Rochester. (mit einer tiefen Verbeugung) Ew. Hoheit vergessen sich selber.

Heinrich. Wie verstehst Du das, malizieuse Personage? Bist Du es etwa nicht, der es macht, daß der ganze Hof über mich schreit? Verdiene ich darum seine Vorwürfe, weil ich manchmal Nachts verkleidet an öffentliche Orte gehe? Und was haben denn am Ende meine Nachtstreifereien für Folgen? Einige nützliche Entdeckungen, Unterstützung für einige Unglückliche.

Rochester. Trost für einige Wittwen — einige Waisen.

Heinrich. Du verläumdest, Verräther! Uebrigens, wenn man mich die Unbeständigkeit gelehrt hat, warst Du es nicht allein, der mir diesen Unterricht gab?

Rochester. Ich geb' es zu. Die Un-

beſtändigkeit ſchützt beſſer für lange Weile, als alles, was man bei den erhabenen und ſchönen Leidenſchaften davon bringt. Thorheit und Verſtand ſind im Grunde verſchiedene Benennungen einer und derſelben Sache, nur ein Wort, und der Unglückliche hat Unrecht; können wir jemals unbeſtändiger ſeyn, als die Freude?

Heinrich. (ernſthaft) Schweig, Sünder! Laſſen wir das; es iſt alſo ausgemacht, daß wir den tödlichſten Abend bei der Prinzeſſin hinbringen werden. Was mich ein wenig tröſtet, iſt, daß du von der Langenweile, die ich werde auszuſtehen haben, doch auch dein Theil übernehmen muß.

Rochester. Ich bitte Ew. Hoheit um Verzeihung; ich kann Sie dieſen Abend nicht begleiten. Sehr wichtige Angelegenheiten —

Heinrich. So, ſehr wichtiger Graf! Und kann ich nicht wiſſen, was das eigentlich für wichtige Angelegenheiten ſind? Ohne Zweifel, irgend ein Liebeshandel!

Rochester. Nein, wie ich Ihnen ge-ſagt habe, die Sache iſt wichtig, es iſt von einer Leidenſchaft die Rede.

Heinrich. Von einer Leidenſchaft! Du erſchreckſt mich, und du biſt der Held dabei.

Rochester. Gott behüte mich! Es iſt ſchon genug, daß ich der Vertraute bin. Uebrigens ſagt man, daß das junge Mädchen, das ſie eingeflößt hat, ſchön wie ein Engel ſeyn ſoll, und tugendhaft und talentvoll.

Heinrich. Schön wie ein Engel! Und dieſes Wunderwerk wohnt?

Rochester. In der Schenke zum Großadmiral in der Vorſtadt. Ich will mich durch mich ſelbſt überzeugen, ob dieſe Schönheit ihren Ruf verdient.

Heinrich. Und ich auch. Dieſen Abend noch will ich ſie ſehen. Wir wollen uns beide verkleiden.

Rochester. Sie werden doch nicht! Was wird die Prinzeſſin ſagen?

Heinrich. Sie wird ſagen, was ſie alle Tage ſagt, daß ich nicht klug bin.

Rocheſter. Aber wenn der König erfährt, daß ſein Sohn — — ſtreng, wie er iſt.

Heinrich. Es iſt wahr, ich habe alles zu fürchten — — Aber wir werden unſere Maaßregeln ſo gut nehmen, daß er nichts erfährt.

Rocheſter. Ja doch; und wenn Sie noch einmal irgend einem verwegenen Commiſſair begegnen, der Sie nach dem Gefängniß ſchickt —

Heinrich. Wohl, ſo werde ich thun, was ich ſchon gethan habe. Ich werde dem Geſetz gehorchen und hin gehn.

Rocheſter. Ich hoffe, Sie haben die Kühnheit dieſes ſtrengen Richters noch nicht vergeſſen —

Heinrich. So wenig, daß er, ſobald ich zum Thron gelangt ſeyn werde, ſein ganzes Leben lang —

Rocheſter. Was denn?

Heinrich. Die erſte Stelle im Staate haben ſoll.

Rocheſter. Wenn Ew. Hoheit Ihre Feinde ſo behandeln, was werden Sie nicht erſt für Ihre Freunde thun?

Heinrich. Vielleicht nicht ſehr viel. Die Günſtlinge eines ſo leichtſinnigen Prinzen, als ich bin, taugen nicht zu Freunden für einen König. Aber reden wir nicht weiter hiervon, ich will nur an unſere Ausſchweifungen denken. Laſſen Sie uns dieſen Abend in jenes Haus gehn.

Roches. Ich kenne es nicht — und —

Heinrich. Gut, das beſte Mittel, es kennen zu lernen, iſt, daß wir hingehn.

Rocheſter. Es kann uns etwas Unangenehmes begegnen.

Heinrich. Mir iſt noch nichts begegnet, worüber ich mich beklagen möchte. Wenn du wüßteſt, wie angenehm es iſt, unerkannt zu ſeyn! Mein größtes Ver-

gnügen ist, unter dem Schutz einer einfachen Kleidung, mich in die Bürger-Familien einzuschleichen, dort in dem Herzen zu lesen, und die Bedürfnisse dieser schätzbaren und arbeitsamen Volksklasse kennen zu lernen. Ich möchte selbst sagen, daß in diesen unruhvollen Zeiten dergleichen Nachforschungen nothwendig sind. Ich soll dereinst regieren, und diese Menschenkenntniß ist den Beherrschern sehr nützlich. Die Hoffnungen, die man auf mich gründet, die Lobsprüche, die man mir giebt, all' das munterт mich auf, Gutes zu thun.

Rochester. (sehr ernsthaft) O, ganz gewiß, das Volk gewinnt viel bei unsern Unbesonnenheiten. Aber wenn wir zur Ausnahme diesen Abend statt einem lustigen Abendtheuer —

Heinrich. Nein, nein, alles wird gut gehen. —

Rochester. Aber wenn am Ende auch noch die Prinzessin erführe, daß diese Nacht

— —

Heinr. Die Prinzeſſin? Sey's denn! Ich fürchte vielmehr den König. Denken wir auf unſere Verkleidung. Holla! William! iſt niemand da? (ein Page tritt ein) Man rufe William! der Junge iſt gewandt! er wird uns bald alles verſchaffen, was wir brauchen.

Rocheſter. (für ſich) Ich werde ihm zwei Worte ins Ohr ſagen.

Heinrich. Vielleicht wird man mir wieder von meinen Verſen reden. Du weißt, daß man ſie gut findet.

Rocheſter. (lächelnd) Ja, die Lobſprüche, die man dem Dichter giebt, reitzen Ihr Herz mehr, als jene, die an den muthmaßlichen Thronerben von Großbrittanien gerichtet werden.

Heinrich. Der verzweifelte Menſch beſitzt die Kunſt alles zu errathen, was in meiner innerſten Seele vorgeht.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. William.

Heinrich. William, diesen Abend um neun Uhr einen Miethwagen im kleinen Schloßhof, zwei Matrosenkleider, blau mit gelben Knöpfen und rothen Scherpen, und zwei runde Hüte.

William. Wie, Ew. Hoheit wollten schon wieder?

Heinrich. Das tiefste Geheimniß, und vor allen Dingen viel Geld in meine Börse. (für sich) Ich könnte auf Unglückliche treffen.

Rochester. (zu William) Ich werde Ihnen noch etwas sagen. Ich bin darauf.

Heinrich. Still! Ich höre Lady Clara kommen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Lady Clara.

Lady Clara. Die Prinzeſſin ſchickt mich, Ew. Hoheit zu ſagen, daß ſie Sie dieſen Abend zu Ihrer Fete erwartet.

Heinrich. Unmöglich, liebe Lady! Ich erhalte in dieſem Augenblick einen Courier, die wichtigſten und dringendſten Angelegenheiten — (leiſe zu Rocheſter) Hilf mir doch da heraus.

Rocheſter. Wie ſehr Sie es auch bedauern mögen, gnädigſter Prinz, das Wohl des Staats muß allem ändern vorgehn. (leiſe zur Lady) Wir werden in der Schenke zum Großadmiral zu Nacht eſſen.

Heinrich. Es iſt durchaus nöthig, daß ich noch nach Frankreich ſchreibe, und zwar noch dieſen Augenblick. — Man fordert eine beſtimmte Antwort von mir.

Rocheſter. Es gilt vielleicht das Schick-

ſal einer Provinz — (leiſe zur Lady) eigentlich eines ſchönen Mädchens.

Heinrich. Rocheſter wird mir helfen. Bei der Art von Geſchäften bedarf ich allezeit ſeines Raths. (leiſe zu William) Geld, Verſchwiegenheit, und alles pünktlich. Geh! (laut) Gute Nacht, ſchöne Lady! entſchuldigen Sie mich, daß ich Sie verlaſſe. Meine Sekretaire ſind da, man wartet nur auf mich, um die Arbeit vorzunehmen. Komm, Rocheſter, folge mir! (geht ab)

Rocheſter. Ich bin zu Ihrem Befehl, gnädigſter Prinz! (lebhaft zu Lady Clara) Dieſen Abend noch ſoll er ſeine Lektion haben und morgen erwarte ich meine Ungnade; ehe acht Tage vergehn, werden wir uns vermählen, oder ich glaube nicht länger an weibliche Tugend. (geht ab)

Achter Auftritt.

Lady Clara. (allein)

Was für ein Mann iſt der Rocheſter! Ich verzeihe ihm im Voraus alle Thorheiten, wenn es ihm gelingt, den Prinzen zu ändern. Aber wenn er das Opfer von ſeinem Eifer würde! Nicht doch, Heinrich iſt gut, großmüthig, gefühlvoll, und ohne ſeinen Leichtſinn — Der Graf hat zu viel Verſtand, um ſich zu weit zu wagen. Aber Gott, ich vergeſſe, daß meine Hand der Lohn ſeiner Unternehmung ſeyn ſoll. Wie unvorſichtig! Wär' ich wirklich thöricht genug, in dieſe Heirath zu willigen, um bloß aus Theilnahme für die Prinzeſſin mich hinzugeben — — Mich hinzugeben — Der Graf iſt ſehr liebenswürdig! Und überdem kann ich ihn nicht zurückführen — — — Ach, wenn mir das glückte, wie ehrenvoll würde es für mich ſeyn. Wohlan, ich gehe, der Prinzeſſin meine Verwirrung und

meine Beſorgniſſe zu entdecken, und vor allen Dingen ſoll ſie wiſſen, was für eine wichtige Angelegenheit dieſen Abend ihren Gemahl beſchäftigt.

Zweiter Aufzug.

(Das Theater ſtellt ein Zimmer in der Schenke zum Admiralskopf vor.)

Erſter Auftritt.

Copy. Betty.

Copy. Was für luſtige Burſche ſind die beiden Matroſen, die dieſen Abend hier eingekehrt ſind! Die trinken — So ein alter Kaperkapitain ich auch bin, würden ſie mich doch untergekriegt haben, wenn ich nicht klüglich die Segel eingezogen hätte.

Betty. Wie? ſind ſie noch nicht fort? Ich hätte ſie wohl ſehen mögen.

Copp. Nein, nein, du weißt wohl, daß ich nicht haben will, daß du dich in den Gaſtzimmern zeigſt.

Betty. Sie machen alſo viel Lärm?

Copp. Man hört ſein Wort nicht. Der allerjüngſte vorzüglich iſt ein wahrer Teufel. Wohlan, Capitain Copp! ſchreit er jeden Augenblick, gebt uns von eurem beſten Wein, damit ich meine Brüder bewirthe! Du mein Gott, zu dem Preis wird er Verwandte finden, ſo viel er will. Man iſt überall gerne von der Familie deſſen, der bezahlt.

Betty. Und Sie kennen ſie nicht? Wiſſen Sie nicht wenigſtens, zu welchem Schiff ſie gehören?

Copp. Gott verdamm' mich, wenn ich jemals ihre Geſichter geſehen habe! Was liegt auch daran? Es ſind gute Jungens,

denn ſie haben recht aus vollem Herzen unſer Nationallied geſungen.

Betty. Das glaub' ich, denn jeder Vers endigt immer mit einer Geſundheit.

Copp. Das iſt recht, ſo machen es brave Seeleute! In ihrem Alter war ich eben ſo toll. Ein guter Fang, und ich hätte eine ganze Flotte zum Frühſtück gebeten.

Betty. Sie ſind ſo freigebig, lieber Oheim?

Copp. Gegen dich, liebe Betty, werd' ich es niemals genug ſeyn können! Du biſt ſicher das beſte Mädchen in ganz England, auch lieb' ich dich, wie ich meinen guten Bruder liebte. Und das, weil du ihm gleich ſiehſt. Ja, ja, das ſind ſeine Augen, ſein ganzes Geſicht! (ſeufzt) Armer Philip! Aber ich werde doch nicht wieder wie neulich Abends? Nein, es iſt beſſer, daß ich von dir gehe, denn du ſiehſt wohl, dieſe Reizbarkeit thut mir nicht gut. Laß uns

von was anderm reden. Dein Georgini, kommt er nicht, um dir Singstunde zu geben?

Betty. Es sind wenigstens drei Tage, daß ich ihn nicht gesehen habe; und gerade so lange habe ich auch nicht gesungen.

Copp. Kannst du denn nur mit ihm singen?

Betty. Gut wenigstens nur mit ihm.

Copp. Das ist doch sonderbar! Er ist ein netter Junge, mit seinem süßen Gesichtchen und seiner närrischen Aussprache. Ich muß immer lachen, wenn er mir sagt: mein Herr Copp, ick sein er wahrhaft entzücken von die Kleiner; warum, dieweil —

Stimmen von außen. Holla, Keller, Punsch, he, aufgetischt!

Copp. Hörst du die Wüthigen? Ich muß nur zu ihnen gehn. Sie wirthschaften mir in Wahrheit zu toll. Ich mag nicht, daß man sich bei mir zu Grunde richte. Leb' wohl, liebe Betty! (geht ab)

Zweiter Auftritt.

Betty. (allein)

Der rechtſchaffene Oheim! Mit jedem Tage liebt er mich mehr. Ach, Herr Georgini! nicht zu mir zu kommen, das iſt nicht ſchön von Ihnen. Sie ſind Urſache, daß ich den ganzen Tag übler Laune bin. Es iſt doch ganz beſonders: wenn man zuweilen Perſonen findet, die man gerne ſieht, ſo möchte man ſie immerfort ſehn. Wenn Sie mir keine Stunden mehr geben wollen, Herr Georgini, ſo ſollten Sie mir es ſagen. Ich werde dann einen andern Lehrer annehmen. Wahr iſt es zwar, daß es in ganz London nicht noch einen ſo gibt — aber ich höre Geräuſch an der kleinen Thüre. Wie mir das Herz ſchlägt! Ich wollte wohl wetten, es iſt Georgini, der herein kommt; ich verſtehe ſchon die Kunſt, die Leute zu erkennen, ohne daß ich ſie zu ſehen brauche.

Dritter Auftritt.

Georgini. Betty.

Betty. Sieh da, da sind Sie ja doch noch, mein Herr! Ich versichere Sie, ich rechnete schon nicht mehr auf Sie.

Georgini. (mit verstellter Aufrichtigkeit) Ich bitte vielmalen um Verzeihung, daß ich diesen leeren Tager nicht gekommen sey, ich haben viel ausgestanden.

Betty. Wie, Sie sind krank gewesen?

Georgini. O ja — sehr kranker; aus Betrübtsamkeit, daß ich Sie nicht haben gesehn.

Betty. Was mich betrifft, so bin ich nicht krank gewesen, aber recht böse auf Sie. Pfui, mein Herr, das ist sehr häßlich, so seine Schüler im Stiche zu lassen. Man macht ihnen nicht erst Lust zum lernen, um ihnen nachher nicht weiter zu helfen; ich, ich will nicht ungerochen bleiben, das sag' ich Ihnen zum voraus.

Georgini. Ich ſeyn mehr unglücklich
ls Sie von dieſer verdrüßlicher Wider-
ärtigkeit.

Betty. Ich wette, daß Sie mir nicht
inmal die Arie mitgebracht haben, die Sie
ir verſprochen hatten?

Georgini. Erlauben Sie, Made-
oiſelle, hier ſind er. Wir werden ihm
iſen Abend ſingen, wenn Ihnen beliebt
ieſes.

Betty. O ja! Aber wenn ich ſinge,
müſſen Sie mich nicht ſo anſehn, wie Sie
immer thun, das macht mich verwirrt, und
ch weiß alsdann nicht mehr, was ich ſage.

Georgini. Sie haben alſo ſehr bange
ür mich?

Betty. O ja! ich fürchte, daß ich Ih-
nen nicht gefallen möchte.

Georgini. (zu ſich) Liebenswürdige
Unſchuld! Meine Liebe wird Dich allezeit
n Ehren halten.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Copp.

Copp. Bist Du doch endlich gekommen, Signor Georgini! Betty fragt unaufhörlich nach Dir; es ist nicht Recht, seine Schülerinnen so schmachten zu lassen.

Georgini. Ich seyn es verzweifeln, nicht früher gekommen zu seyn, aber es seyn, dieweil —

Copp. Dieweil — Du bist ein Schaafskopf, die Leute nicht zu besuchen, die Dich gerne sehn.

Betty. Lieber Oheim, Sie haben immer noch Ihre Gäste.

Copp. Rede mir nicht von ihnen, das sind wahre Teufelskerls; ich habe sie wollen wegschicken, aber nicht möglich.

Georgini. Sie haben es vieler Gäste, mein Herr, ich wollen mich retirir.

Copp. Nein, mein Herr, Du sollst hier bleiben und Thee mit uns trinken.

Betty. Und Sie ſollen mir helfen ihn zurecht machen, mein Herr, wenn es Ihnen nicht allzu unangenehm iſt.

Copp. Ja und wir werden noch einige Früchte dazu eſſen und Madera Wein trinken. Die beiden Originale, die das ganze Haus umkehren, wollen mit von der Geſellſchaft ſeyn. Sie haben verlangt, mit einem braven Mann, wie ich einer bin, in kleiner Geſellſchaft ein Glas zu leeren, und Du weiſt wohl, daß ich ſo was von Hauſe aus nicht abſchlagen darf.

Betty. Wie, Sie wollen die Unbeſonnenen hier herein bringen?

Copp. O, fürchte nur nichts, ſie ſind ſehr höflich und ſehr liebenswürdig. Sie ſagen, wir wollen hier unſere Abrechnung machen; ich glaubte ihnen dieſes Vergnügen nicht verſagen zu dürfen, um ſo mehr, da ich den Augenblick nutzen will, die andern Trinker wegzuſchicken. Sieh, da kömmt ſchon einer von ihnen. Komm, Betty, hilf

mir den Tisch zurecht machen. Du, Georgini, empfang unterdessen unsere Gesellschaft.

Fünfter Auftritt.

Georgini. (allein)

Das geht gut; vom Pagen, der ich am Hofe bin, macht man mich hier zum Ceremonienmeister in einer Schenke. Ich fange an höher zu steigen. Aber, mein Himmel, wen seh' ich unter diesem groben Kleide? Es ist Graf Rochester; was für ein Zweck mag ihn hierher führen?

Sechster Auftritt.

Rochester. Georgini.

Rochester. (für sich) Das Schreien dieser guten Leute fängt an mich zu betäuben. (indem er Eduard erblickt) Gott straf' mich, da ist Eduard!

Georgini. Er ist's. (mit verstellter Auf-

(erschrocken) Es seyn er ohner Zweifel mich su verbind, daß der Herr Grafen von Rochester.

Rochester. (lebhaft) Schweig doch, Verräther! Hier bin ich nicht Graf.

Georgini. Aber Ew. Gnaden werden mir wenigstens erklären —

Rochester. Still, sag' ich. Ich heiße hier Trim und der Prinz Jack.

Georgini. Der Prinz ist mit Ihnen, ganz gewiß ist er in Betty verliebt. Ich bin verloren!

Rochester. Beruhigen Sie sich, Signor Georgini, wir kommen in ganz unschuldiger Absicht hierher.

Georgini. Heinrich und der Graf von Rochester sollten ein junges und schönes Mädchen aus unschuldiger Absicht besuchen? — Nie wird man dieß glauben können.

Rochester. Zum klarsten Beweise, daß ich Ihnen nicht schaden will, erlaube

ich Ihnen, bei uns zu bleiben. (für sich) Er kann mir zu meinem Vorhaben behülflich seyn. (laut) Aber vor allen Dingen hüten Sie sich, uns nicht zu verrathen.

Georgini. Aber, Herr Graf, bedenken Sie doch, daß, ob ich gleich erst einen Monat Page bin, der Prinz doch meine Züge erkennen könnte.

Rochefort. Fürchten Sie nichts. Er hat Sie vielleicht nicht dreimal gesehen; Ihre Verkleidung, Ihr italiänischer Accent — — Und dann, so ist er weit entfernt, Sie hier zu vermuthen! Da er die Möglichkeit eines solchen Zusammentreffens nicht zugiebt, so wird er die Aehnlichkeit zwischen Edvard und Georgini dem Zufall zuschreiben. Aber vergessen Sie ja nicht, junger Mensch, daß hier nicht zu scherzen und daß es sehr gefährlich ist, große Herren schamroth zu machen; die geringste Unvorsichtigkeit — —

Georgini. Ach, mir liegt selbst zu viel daran, mein Geheimniß zu bewahren.

Rochester. Das iſt noch nicht alles; in welcher Lage auch Ihr Herr ſich finden, welche Unannehmlichkeit er erleiden mag, ſo verbiete ich Ihnen doch, ihm auf irgend eine Art zu Hülfe zu kommen. Sehen Sie bloß den Matroſen Jack in ihm.

Georgini. Ich kenne Ihre Abſichten nicht; unterdeſſen, wenn der Prinz doch in eine Lage kommen ſollte, die — —

Rochester. Es gilt einen Scherz und höchſtens einige beunruhigte Augenblicke. Mit Vergnügen, lieber Edward, ſehe ich Ihre Beſorgtheit um Ihren Herrn; aber ſeyn Sie ruhig, ich habe alles, was uns begegnen kann, vorausgeſehen und ich werde ſelbſt für ſeine Sicherheit wachen. Es iſt genug, daß ich Ihnen noch ein Wort ſage: ich befolge bloß die Befehle der Prinzeſſin.

Georgini. Dieß letztere beſtimmt mich; verlaſſen Sie ſich darauf, Herr Graf, daß ich Ihnen gehorchen werde.

Rochester. Stille, der Prinz kommt! Kehren wir zu unsern Rollen zurück!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich.

Heinrich. Nun, Kamerad Trim, werden wir bald die wundersame Schönheit zu sehen kriegen, die allen Leuten die Köpfe verrückt?

Georgini. Da haben wir die unschuldige Absicht!

Rochester. Stille, Bruder Jack! (auf Edmund weisend) Da ist einer von ihren Anderen. Es ist ein junger Italiäner, ihr Singmeister.

Georgini (hervortretend) Ja, meiner Herr, ick unterweisen ihr in die Musick.

Heinrich. (ihm nachspottend) So, Sie unterweisen ihr in die Musick! (betrachtet ihn mit Erstaunen) Gott verdamm' mich, wenn ich nicht glaube, den Pagen zu sehen, den

du vor einiger Zeit zu mir gebracht haſt! Er ſieht ihm ſo ähnlich.

Eduard. (für ſich) Mein Geſicht thut ſeine Wirkung.

Rocheſter. Ich finde das nicht. Erſtlich iſt der größer als Eduard, und dann ſo iſt es auch ſein Geſicht nicht.

Heinrich. Nein, nicht durchaus, aber etwas ähnliches iſt doch darinnen.

Rocheſter. (leiſe zum Prinzen) Nun, Prinz, ſind Sie von Ihrem Aberd zufrieden?

Heinrich. Ganz entzückt bin ich davon, mein Freund. Apropos, du muſt mich an den alten Offizier erinnern; er ſieht wirklich aus, wie ein braver Mann.

Rocheſter. (für ſich) Dieſer brave Mann iſt der geübteſte Gauner.

Heinrich. Wie dankbar ſchloß er mich in ſeine Arme, da ich ihm ſagte, daß ich ihm Dienſte leiſten wollte.

Rochester. (für ſich) Er hat ihm ſeine Börſe ſo geſchickt geſtohlen.

Heinrich. Beklagt er ſich nicht, daß man ihn unbilliger Weiſe verabſchiedet hat? Morgen des Tages will ich mir dieſe Sache vorlegen laſſen. Du ſollſt mich daran erinnern.

Rochester. Ich habe ſeinen Namen aufgeſchrieben. Aber Ew. Hoheit müſſen ſich in acht nehmen, allen wohlklingenden Reden dieſer Leute Glauben beizumeſſen.

Heinrich. Ich werde ihnen allezeit glauben, wenn ich ſie hören kann, ohne erkannt zu werden. Nur um uns Große der Erde giebt man ſich Mühe, eine Maske anzulegen. Derjenige, der ſich unter ſeines Gleichen bei dem Jauchzen der Fröhlichkeit beklagt, muß wahrhaft unglücklich ſeyn. Ach, warum kann ich nicht auf dieſe Art alle die einzelnen Glieder beiſammen ſehn, aus denen dereinſt meine große Familie beſtehen wird! Mit einem Blicke würde

ich bald alles Uebel herausfinden, das ich vermeiden muß, und alles Gute, zu dem es mir niemals an redlichem Willen fehlen wird.

Rochester. Welcher Prinz wird dann herzlicher geliebt werden, als Sie!

Heinrich. Alle dieſe Seeleute verbergen unter ihrer plumpen Freimüthigkeit ſo redliche Herzen — — Dieſe unverſtellte, gutmüthige Freude macht mir ſo viel Vergnügen — o, mein Freund, wie ſüß iſt es, ſich geliebt zu ſehen!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Betty.

Betty. (zu einem Aufwärter) Setzt den Tiſch hier in dieſes Zimmer.

Heinrich. (zu Rochester) Mein Gott, wie ſchön iſt die Kleine!

Georgini. (leiſe zu Rochester) Was ſagt er Ihnen?

Rochester. (leise zu Georgini) Er sagt, daß Ihre Schöne allerliebst ist.

Heinrich. (zu Betty) Mein schönes Kind, könnte man nicht ein Wort mit Ihnen reden?

Betty. Recht gerne, ich bin allezeit bereit zu antworten. Gleich bin ich zu Ihren Diensten.

Heinrich. (leise zu Rochester) Unterhalte doch ein wenig den Singmeister, der so übler Laune scheint.

Rochester. (leise zu Georgini) Höre, ich habe Dir etwas zu sagen. (er führt ihn in eine Ecke) Der Prinz behauptet, daß Dir die Zeit lang wird, und er will, daß ich Dich unterhalte.

Georgini. Ja, um desto ungestörter mit Betty plaudern zu können. (er nähert sich Betty'n)

Rochester. (indem er ihn von neuem wegzieht) Seyn Sie kein Kind. Sie wollen

meine Lehren befolgen, und wollen doch nicht einmal gefällig ſeyn.

Georgini. (zu ſich) Ich werde wüthend!

Betty. (zu Heinrich, der ihr küſſen will) Laſſen Sie doch, mein Herr, Signor Georgini ſoll mir helfen den Thee bereiten!

Rocheſter. (der immer Georgini zurückhält) Nein, der kann nicht, ich halte ihn hier feſt, um von Muſik mit ihm zu reden. (leiſe) Es giebt Dinge in der Welt, die man nicht ſehen muß.

Georgini. Sie ſind ſehr grauſam!

Betty. (zu Heinrich) Aber, mein Herr, laſſen Sie mir doch meine Hand frei!

Heinrich. Man kann nicht ſchöner ſeyn!

Betty. Sie ſind ſehr höflich!

Heinrich. Sagen Sie mir, wie viele Liebhaber haben Sie?

Betty. Sie werden es kaum glauben — Wahrhaftig auch nicht einen einzigen.

Heinrich. Das ist zum lachen. Ich sehe wohl, der junge Italiäner —

Betty. Ist nicht mein Liebhaber. Er ist mein Singmeister.

Heinrich. Und er sagt Ihnen nicht, daß er Sie liebt?

Betty. Niemals. Er sagt mir wohl, daß es ihm Freude macht, mich zu sehen, daß er sich nur glücklich fühlt, wenn er bei mir ist, daß ihm sein Herz schlägt, wenn er mich singen hört; aber er ist zu rechtschaffen, um mit mir von Liebe zu reden.

Heinrich. Dieses natürliche Wesen entzückt mich, und flößt mir eine Theilnahme ein — —

Rochester. (lachend) Ha, ha, ha! das allerliebste Geschichtchen —

Betty. (sich vertheidigend) Aber hören Sie doch auf, mein Herr. Ich werde ganz

im Ernſte böſe werden. Kommen Sie mir doch zu Hülfe, Georgini!

(Es entſteht ein ſtummes Spiel zwiſchen Georgini, voll Ungeduld, Rochester, der lacht, und Betty, die ſchreit und ſich vertheidigt.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Copp.

Copp. Aber zum Teufel, Bruder, wem ſoll das gelten?

Betty. (auf Heinrich zeigend) Der häßliche Menſch da, will mich mit Gewalt küſſen.

Copp. Sapperment, wißt ihr wohl, ihr Herrn, daß ihr bei dem Kapitain Copp ſeyd, und daß man ſeine Nichte nicht ungeſtraft küßt?

Heinrich. (verwirrt) Ich habe nicht geglaubt, daß, indem ich Ihrer Schönheit huldigte —

Copp. Ha, ha, ha! Huldigen, das

ist gut; dagegen habe ich nichts. Aber zehntausend Kanonen, wer sich unterstehen wollte —

Georgini. Nicht wahr, meiner Herr, Sie wollen nicht, daß man ihm küssen.

Copp. Wenigstens nicht wider ihren Willen. Außerdem, ihr liebe Herren —

Rochester. Wie, guter Vater, ihr wollt um eine Kleinigkeit böse werden?

Copp. O nein! Böse werd' ich nicht. Etwas muß man der Jugend zu gute halten. In eurem Alter war ich auch nicht so da. Du, Betty, gieb uns Thee oder Punsch, und laß uns nicht weiter davon reden!

Heinrich. Ich bitte mir Punsch aus. Es lebe die Freude! Ihr seyd ein braver Mann, Capitain Copp; gebt mir eure Hand, ihr sollt sehen, daß ich es werth bin, mit euch anzustoßen.

Copp. O, ich bin nicht hochmüthig!

Ich ſtoße mit jedem an, verſteht ſich, wenn der Wein gut iſt.

Heinrich. Auf die Geſundheit der liebenswürdigen Betty!

Copp. Recht gerne. Sie ſoll leben, das gute Kind! Wenn ihr wüßtet, wie ich ſie liebe! — Doch, genug davon, wir wollen nicht von ihr reden, ich möchte nicht gerne weich werden.

Betty. Mein theurer Oheim!

Rochefer. Ja, man ſieht wohl, daß ihr das gute Kind ſehr lieb habt.

Copp. Wäre ſie meine Tochter, ich könnte ſie nicht herzlicher lieben.

Heinrich. Das glaub' ich gerne. Sie iſt auch wahrhaftig zum Entzücken; (ſteht auf) und ich bewundere ſie.

Copp. (ihn zurückhaltend) Sachte, Patron, bewundert ſie von weitem. Wohlan, Kameraden, ein kleines Lied! Ich mag gerne ſingen, wenn ich trinke!

Betty. Lieber Oheim, wollen Sie ſchon wieder das häßliche Lied ſingen?

Copp. Wie ſagſt du, das häßliche Lied? Ich hab' es allezeit geſungen, ſo lange ich noch zur See war. Außerdem weiß ich kein anderes.

Betty. Wie, Sie wollten? —

Copp. Du willſt es nicht. Nun wohl, ſo ſinge du an meiner Stelle!

Heinrich. Ja, laßt uns die liebenswürdige Betty hören.

Georgini. Wohlan, Mademoiſelle! Ich habe Ihnen gebracht, der neuſter Geſang, von einer unſrer bliebteſten Poet, von der Graf von Rocheſter.

Copp. Vom Grafen Rocheſter? Den mag der Teufel mit ſammt ſeinem Liede holen, ſo haben wir einen Taugenichts weniger.

Heinrich. (lachend) Ha, ha, ha! Ihr habt wohl recht.

Rochester. Was hat er euch denn gethan, daß ihr ſo böſe auf ihn ſeyd?

Copp. Was kümmert dich das? Warum willſt du, daß ich dir meine Geheimniſſe entdecken ſoll? Sein Nahme allein bringt mich in Wuth.

Betty. Lieber Oheim! Sie hatten mir verſprochen, dieſe Familie ganz zu vergeſſen.

Rochester. In welcher Beziehung ſteht ihr denn mit ihr?

Heinrich. In der That, ich will wiſſen —

Copp. So, du willſt es etwa wiſſen — Ha, ha, ha! Du ſiehſt mir aus wie ein närriſcher Kerl —

Heinrich. Ich wollte ſagen, es intereſſirt mich.

Copp. Ha, ha, weil der Matroſe Jack uns die Ehre erzeigt, ſich für uns zu intereſſiren!

Heinrich. Ihr verſteht mich nicht.

Ich liebe dieſen Rocheſter nicht mehr, als ihr; erſtens iſt er der lüderlichſte Burſche —

Copp. Der gar kein Gefühl hat.

Georgini. Sum wenigs haben er viel Verſtand.

Copp. Mit ſammt ſeinem Verſtand mach' ich mir weniger aus ihm, als aus meiner Pfeife. Iſt es nicht eine Schande?

Betty. Lieber Oheim, Sie reden ſchon wieder viel zu viel.

Copp. Laß mich, laß mich nur, meine Tochter! Glaube mir, Du haſt nichts zu fürchten, ſo wenig, als ich.

Rocheſter. Er iſt alſo ſehr ſtrafbar.

Copp. Ob er es iſt! Iſt es nicht ſchändlich von ihm, ſeine Nichte in einer Schenke zu laſſen, während ſie verdiente, einen Pallaſt zu bewohnen —

Georgini. (lebhaft) Was ſagen Sie da?

Heinrich (für ſich) Welche Entdekkung!

Rocheſter. Wie, Betty wäre?

Georgiul. Wie glücklich bin ich!

Copp. Nun, was kann dir das helfen?

Georgiul. Ho, es ſeyn nur wegen der Mademoiſelle, daß ich verzücken ſeyn.

Copp. Das wird ſie weit bringen. Armes Kind! Wenn ſie bloß den Onkel hätte, um eine Ausſteuer zu erhalten, ſo würde ſie in Gefahr ſeyn, ihr ganzes Leben ledig zu bleiben.

Rocheſter. Aber wie kommt es denn?

Copp. I zum Henker, wie komme es, daß man mit andern verwandt iſt. Mein Bruder, Philipp Monbrai, ein braver Offizier in des Königs Armee, hatte eine Rocheſter geheirathet.

Rocheſter. (für ſich) Philipp Monbrai, das war wirklich ſein Name.

Heinrich. Und Ihr ſagt alſo, daß Euer Bruder —

Topp. Gott, was war das für ein braver Mann — er war wohl beſſer, als ich! Ich bin mein Leben lang ein wenig leichtſinnig geweſen und habe niemals etwas lernen wollen, deswegen brachte man mich auf ein Kauffarthei-Schiff. Ich wurde mit der Zeit Steuermann und zuletzt Kaperkapitain. Nachdem ich ſo in allen fünf Welttheilen gefahren war, kam ich gerade zurück, um den armen Philipp ſterben zu ſehen. Ich ſehe ihn noch vor mir in ſeiner Uniform. „Bruder," ſagte er zu mir, „ich fühle wohl, daß ich nicht lange mehr leben werde; ſieh hier mein Kind und meinen Degen; die Rocheſter haben weder das eine, noch den andern gewollt, nimm beide, und laß jene für die Zukunft in Ruhe." Bruder, habe ich ihm hierauf geantwortet, der Teufel ſoll mich holen, wo ſie jemals von uns reden hören. Gieb mir die Hand und ſtirb ruhig. Das that er denn auch und wie ein braver Mann.

Heinrich. Nun, Kamerad Trim, was ſagſt Du zu dieſer Geſchichte?

Rocheſter. Sie hat mich wahrhaft gerührt.

Copp. Schönes Wunder, ich erzähle ſie niemals, ohne dabei zu weinen.

Heinrich. Und Ihr nahmt alſo die liebenswürdige Betty zu Euch?

Betty. Ja, mein Herr, dieſer theure Oheim hat von meiner Kindheit an die größte Sorgfalt für mich gehabt, und ſeine rührende Güte. — —

Copp. Ach, ihr hättet ſehen ſollen, wie niedlich ſie war! Sie war noch nicht vier Jahre alt und ſah aus wie ein kleiner Cherubim. Jetzt iſt ſie eine erwachſene Jungfer.

Georgini. Und Sie haben ihr die ſchönſte Erziehung gegeben.

Copp. Das mag wahr ſeyn. Weil ich nichts gelernt hatte, ſollte ich darum Betty Monbrai in der Unwiſſenheit laſſen?

Rochester. Und ihrentwegen habt Ihr Eure Seefahrten aufgegeben?

Copp. Welche Frage! Konnte ich ein Kind mit an Bord nehmen? Ich macht' es beſſer. Ich verkaufte mein Fahrzeug, kaufte mir dieſes Haus und eröffnete, um nicht ganz und gar aus der Marine zu treten, dieſe Schenke, in der ich nur ehrliche Jungens aufnehme, die den ganzen Tag mit mir ſchwatzen, trinken und Tabak rauchen.

Heinrich. Aber die Ehrſucht hätte Euch bewegen ſollen —

Copp. Ich und Ehrſucht! Du kennſt mich gut. Mein einziges Glück iſt, daß ich nichts mit vornehmen Leuten zu thun habe, und ich habe keinen andern Ehrgeiz, als den, meine Nichte an einen braven Kaufmann in der Altſtadt zu verheirathen und ihr eine gute Ausſteuer von Sechstauſend Pfund Sterling zu geben; und beim Sanct Görg! die ſoll ſie haben, oder ich heiße nicht Copp Monbrai.

Rocheſter. Das mag ſeyn; aber vorher ſolltet Ihr doch erſt nach Hofe gehn und mit dem Grafen Rocheſter ſprechen.

Copp. Nein, von dem Menſchen will ich nicht reden hören.

Heinrich. Aber wenn ihr dieſen vermaledeiten Rocheſter nicht ſehen wollt, ſo gehe doch zu dem Prinzen. Man ſagt, er iſt ſehr leutſelig.

Copp. O ja, ich weiß wohl, daß man die ſchönſten Sachen von ihm erzählt, aber ich ſage, wie das Sprüchwort, gleich und gleich geſellt ſich gern, und ich wollte meinen Kopf wetten, daß er nicht mehr werth iſt, als jener.

Heinrich. (für ſich) Nun kommt die Reihe an mich.

Rocheſter. (lächelnd) Es iſt wahr, er iſt dem Vergnügen ausſchweifend ergeben, und läuft nach Abenteuern.

Heinrich. Du magſt ſagen, was Du willſt, Kamerad, es iſt doch ein großer Un-

terſchied zwiſchen den beiden; und die Nichte wenigſtens —

Copp. Ja, ja, der Prinz hat ſein Gutes und wenn er ein wenig ſolider ſeyn und von Zeit zu Zeit dem Rocheſter tüchtig den Kopf waſchen wollte, ſo ließe ſich wohl etwas von ihm erwarten —

Heinrich. Das könnte wohl einmal geſchehen.

Copp. Jetzt, Kameraden, iſt es Zeit, daß ihr nach Hauſe geht.

Rocheſter. Eben dacht' ich daran. (leiſe zu Eduard) Folgen Sie mir, ich habe Ihnen etwas zu ſagen. (Er geht unvermerkt mit Eduard hinaus.)

Copp. Ich habe eure Zeche aufgeſchrieben. Gewiſſenhaft berechnet, beträgt ſie neunzehn Guineen.

Heinrich. Neunzehn Guineen! Das iſt eine Kleinigkeit.

Copp. (verwundert) So, Ihr nennt das eine Kleinigkeit; wie es ſcheint, muß Euch

das Geld wenig koſten. Ihr müßt wohl auf Eurer letzten Fahrt einen guten Fang gethan haben, oder ſehr gut bezahlt ſeyn.

Heinrich. (lachend) O ja. He, Trim, bezahle dieſem braven Manne ſeine Rechnung und laß uns gehn. (Er dreht ſich um) Nun, wo iſt er denn hin?

Betty. Eben hab' ich ihn mit Herrn Georgini hinausgehn ſehen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Georgini.

Georgini. (vor ſich) Er hat mir meine Lektion vorgeſchrieben. Ich darf nicht ſchwach ſeyn.

Heinrich. (zu Georgini) Wo iſt denn mein Kamerad? Warum iſt er nicht hier?

Georgini. Er ſagen, er haben Eil ſich zu retirir und er verſichern, Sie müſſen beſal der Zech.

Heinrich. Der närriſche Kerl! (leiſe)

Mein Scherz hat ihn verdroſſen; aber mich darum allein zu laſſen. Wie ſoll ich nun nach Hauſe kommen!

Copp. (zu Heinrich) Bruder, es iſt ſchon ſpät. Macht ein Ende und bezahlt mir meine kleine Rechnung.

Heinrich. (ſucht nach Geld) Herzlich gerne. Alſo neunzehn Guineen ſoll ich bezahlen?

Copp. Juſt ſo viel. Aber ihr ſcheint darüber etwas verlegen?

Heinrich. (in allen ſeinen Taſchen ſuchend) Das iſt doch ſonderbar! Ich weiß ganz gewiß, daß ich meine Börſe zu mir geſteckt habe.

Georgini. (für ſich) Er iſt wirklich in großer Verlegenheit.

Copp. Habt ihr ſie vergeſſen?

Heinrich. (ſich lebhaft durchſuchend) Nein, ich habe ſie nicht vergeſſen. Ich bin gewiß, daß ich ſie bei mir gehabt habe; man muß ſie nur geſtohlen haben.

Copp. Was ſagt ihr da? Wißt, Herr, daß ich nur ehrliche Leute in mein Haus laſſe.

Heinrich. Nun gut, ſo wird ſie mir einer von den ehrlichen Leuten geſtohlen haben. Vielleicht eben der, der mich durch die Schilderung ſeines Unglücks ſo gerührt hat.

Copp. Ihr nehmt mich für einen Schafskopf. Aber ich verſtehe euch ſchon. Euer Kamerad verſchwindet und ihr ſagt, man hat euch beſtohlen.

Heinrich. (für ſich) Der verdammte Rocheſter, ſo davon zu gehn! (laut) Wenn ihr ſo gut ſeyn und bis morgen warten wolltet, ſo will ich euch nicht allein die neunzehn Guineen ſchicken, ſondern ſogar noch einmal ſo viel.

Copp. Herr, was ſagt ihr, noch einmal ſo viel! Ich bin ein ehrlicher Mann und verlange bloß, was mir gehört; aber

das will ich auch haben; außerdem kenne ich euch nicht.

Heinrich. Ich bin doch bekannt genug.

Copp. Bei wem denn? Ich habe diesen Abend alle unsere Schiffsleute gefragt, ob sie euch kennen, und jeder hat mir mit nein geantwortet.

Heinrich. Das glaub' ich wohl. Ich diene auch erst seit Kurzem.

Copp. Hm! Das fängt mir an verdächtig vorzukommen. Auf welches Schiff gehört ihr denn?

Heinrich. Ich gehöre — (für sich) Zum Teufel, was soll ich ihm denn sagen!

Betty. (zu Georgine) Wie verlegen er scheint!

Georgine. (für sich) Man wär' es auch wohl bei weniger Ursache.

Copp. Ihr wißt also nicht einmal, wie euer Schiff heißt. (laut zu Heinrich) Der Kerl ist ein Spitzbube. (zu Heinrich) Nun wohl, mein Freund, so lange, bis ihr euch

darauf beſinnt, werdet ihr hier nicht wegkommen.

Heinrich. Aber, Herr Copp — —

Copp. Herr, Herr, ſo viel ihr wollt; aber hinaus kommt ihr nicht, ohne mich zu bezahlen.

Betty. Aber, lieber Oheim, könnten Sie ihm nicht borgen? Ich habe Sie noch nie ſo unerbittlich geſehen.

Copp. Geh, geh, liebe Betty, ich weiß wohl, was ich thue! Siehſt du denn nicht, daß ich mit einem von den Beutelſchneidern zu thun habe, die ſich in keiner andern Abſicht in London herumtreiben, als um Leute zu finden, die ſie betrügen können?

Heinrich. (für ſich) Er geht ſauber mit mir um.

Copp. (zu Heinrich) Ihr glaubt wohl, ihr dürft in rechtliche Häuſer gehn, bloß um die Keller zu leeren und Lärm zu machen und dann euch davon ſchleichen, ohne

zu bezahlen? Ihr irrt euch; ich muß Geld haben. Ich habe die gute Sache für mich und die Gerechtigkeit des Königs, der den letzten seiner Unterthanen so gut schützt, als den ersten an seinem Hofe. Geld, baar Geld, und Gott erhalte den König und das ganze Königliche Haus!

Heinrich. Dawider läßt sich nichts sagen. Aber, was soll ich machen? Zum Glück, daß ich noch meine Uhr — (laut) Herr Copp, bis ich Geld habe, bitt' ich euch, ein Pfand anzunehmen. Hier ist meine Uhr! Ich werde sie morgen abholen lassen und euch die neunzehn Guineen schicken.

Copp. (indem er die Uhr betrachtet) Laßt sehen, ob sie so viel werth ist?

Heinrich. (herausfahrend) Wie, so viel werth? Sie ist sechzig Mal so viel werth!

Betty. Ach, welche große Steine, wie die glänzen!

Copp. (leise zu Betty und Georgina) Viel

zu viel! Sagt' ichs euch nicht, daß der Kerl ein Spitzbube iſt?

Betty. Ich fange bald an, es zu glauben.

Heinrich. (lustig) Die Uhr iſt doch wohl neunzehn Guineen werth?

Copp. Ich verſteh' es nicht. Wenn die Steine falſch ſind, ſo iſt ſie es nicht, und ſind ſie ächt, ſo iſt ſie viel zu koſtbar. Nur ein großer Herr oder ein Spitzbube können ſolch ein Kleinod beſitzen.

Heinrich. Ich bin kein großer Herr; aber —

Copp. Aber, aber, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich will die Uhr beſehen laſſen und wiſſen, von wem ihr ſie habt.

Heinrich. Aber, mein Gott, Herr Copp, ich kann euch verſichern, daß ſie mir zugehört.

Copp. So macht man mir nichts weiß; ein Matroſe kann viel Geld haben,

aber nicht ſolche Juwelen, oder er hat ſie geſtohlen.

Georgini. Welche Lage!

Heinrich. Wenn ihr ſo wollt, ſo gebt mir meine Uhr wieder. Ich werde nicht zugeben —

Copp. Ha, ihr wollt nicht zugeben. Ihr erlaubt euch einen ſonderbaren Ton gegen mich!

Heinrich. Aber zum Teufel, mein Herr!

Copp. Keinen Lärm, junger Menſch, oder ich rufe meine Leute.

Heinrich. (für ſich) Wo bin ich hingerathen! Wenn man entdeckt —

Copp. (zu Petit und Georgini) Seht ihrs, er weiß nicht, wo er dran iſt. Folgt mir, ihr andern!

(ab mit ihnen)

Heinrich. Was für ein Haus von Kerl! Da bin ich gut aufgehoben.

Copp. (von außen) Ihr ſollt gleich

von mir hören. Unterdeſſen, mein guter Herr, werd' ich euch einſchließen.

(er verſchließt die Thüre)

Eilfter Auftritt.

Heinrich. (allein)

Man ſchließt mich ein; man hält mich gefangen. Wie unbeſonnen bin ich geweſen! Verdammter Rocheſter, das ſollſt du mir bezahlen! Den Streich ſpielt er mir für den Scherz, den ich mit ihm getrieben habe; vielleicht auch, weil er ſich ſchämt, ſeine Nichte hier gefunden zu haben. Wie einfältig iſt er doch! Die Kleine iſt allerliebſt; Copy iſt ein redlicher Mann und wirklich ſind das ſehr gute Leute, wenn ſie mich gleich einen Spitzbuben nennen und eingeſperrt halten — Aber wenn ich mich vielleicht an der Denkart dieſes alten Korſaren irrte, wenn er mich vielleicht erkannt hätte und zu der alten Parthei der Feinde

meines Hauſes gehörte. Es wäre doch möglich. In dieſen ſtürmiſchen und unruhvollen Zeiten hab' ich alles zu befürchten; allein, in der Nacht, ohne Waffen, wie unklug bin ich geweſen! Mit einem Male meine Perſon, die Ruhe meines Vaters und das Schickſal des Staats auf das Spiel zu ſetzen! Verwünſchter Leichtſinn, der mich zu ſolchen Thorheiten verleitet! Ich will doch gewiß in Zukunft vernünftiger ſeyn — Aber wenn dieſer Copp denn doch ein ehrlicher Mann wäre, ſo könnt' ich ihm vertrauen, wer ich bin — Vielleicht würde er mir jedoch nicht glauben wollen — — Wie groß iſt meine Verlegenheit! Ueberdieß, kann wohl ein Mann von ſeiner Sinnesart ein Geheimniß bewahren? — Morgen würde die ganze Schenke meine Thorheit kennen. Was würde der Hof dazu ſagen und die Nation? Gaſſenhauer und Spottlieder würden von allen Seiten auf mich regnen, und

wie heftig würde der König ſich erzürnen? Ein muthmaßlicher Erbe zur Verſicherung von neunzehn Guineen eingeſperrt! — Bei alle dem muß ich doch einen Entſchluß faſſen. Wenn meine Verlegenheit ſich vermehrt und meine Lage mich zwingt, mich zu erkennen zu geben, ſo ſoll es doch wenigſtens ſo ſpät als möglich geſchehen. Ich höre aufſchließen — Bald werd' ich erfahren —

Zwölfter Auftritt.

Heinrich. Betty. Georgini.

Georgini. (von außen) Stellen euch hier, meine Freunde, und wenn die Gefangener entſpringen wollen, ſo halten ihr feſt.

Heinrich. Wahrhaftig, man ſtellt Schildwachen aus.

Betty. Ich wag's nicht, ihm näher zu treten.

Georgini. Fürchten ihr nichts, Mademoiſell, ick ſeyen hier, um ihr zu vertheidigen!

Heinrich. Wozu ſollen denn alle dieſe Anſtalten? Halten Sie mich noch immer für einen verdächtigen Menſchen?

Betty. Verdächtig! Ha, Sie drücken ſich ja ſehr gelind aus. Pfui, wie abſcheulich? — Kron-Juwelen zu ſtehlen!

Heinrich. Wie! Man weiß alſo ſchon —?

Betty Ja, mein Herr, man weiß alles. Sie können es nicht mehr leugnen. Mein Oheim iſt auf der Stelle zu unſerm Nachbar, dem Hofjuwelier gegangen, der die Uhr gleich erkannt hat; ſie gehört dem Kronprinzen.

Heinrich. Großer Gott! man wird mich erkennen.

Betty. Sie bekennen ſich alſo doch ſchuldig?

Georgini. Man wird er bald hier ſeyn. Der ganzer Quartier ſeyn in Aufruhr.

Heinrich. Verdammtes Abentheuer! Wenn der König erfährt —

Betty. O, der König, die Königin, die ganze Welt wird bald erfahren, wer Sie ſind. Mein Oheim iſt hingegangen, einen Gerichtsdiener zu holen.

Heinrich. (zur ſich) Wo ſoll ich mich hin verſtecken!

Betty. (zu Georgini) Sehn Sie, wie er außer ſich iſt.

Heinrich. (zu ihnen) Meine Freunde, könntet ihr mich nicht retten? Ich verſpreche euch zu belohnen — (für ſich) Hab ich denn nichts, ſie anzureitzen? Ha! hier iſt mein Ring! ich dachte nicht, daß ich ihn bei mir hätte. Herr Georgini, nehmen Sie dies als einen Beweis; es ſcheint nicht viel, aber es iſt von großem Werth.

Betty. Nehmen ſie's nicht! Der Ring iſt gleichfalls geſtohlen.

Georgini. (indem er den Ring nimmt) Eben deswegen, Mademoiſelle! Wir werden alles zuſammen zurückgeben.

Heinrich. Ach, wenn Sie wüßten! Es liegt mir alles daran, nicht verhaftet zu werden.

Betty. Das wiſſen wir wohl. Mein Gott, wie unglücklich muß eine Familie ſeyn, die ſolche ſchlechte Menſchen unter ſich hat! Wer weiß, er gehört vielleicht vornehmen Leuten zu?

Heinrich. Ums Himmels Willen, liebe Betty, helfen Sie mir, von hier wegzukommen.

Betty. Treten Sie mir nicht näher, Sie machen mir bange.

Heinrich. (in der höchſten Bewegung) Fürchten Sie nichts. Ich bin ein ehrlicher Mann. Ja, Betty, wenn Sie mich ret-

ten

ten wollen, ſo verſpreche ich Ihnen eine Stelle am Hofe, bey der Kronprinzeſſin, eine reiche Ausſtattung, und Ihr Oheim Rochefide —

Betty. Ach, der arme Menſch, er iſt verrückt geworden! Jetzt fängt er mich an zu dauern.

Georgini. (zur ſich) Seine Lage beunruhigt mich, er iſt in einer Verwirrung — —

Heinrich. Ich fürchte, daß man jeden Augenblick kommen möge.

Georgini. (zu ſich, indem er ihn mit den Augen mißt) Betty, müßten Sie ſich den Vorwurf machen, dieſen Unglücklichen ins Verderben gebracht zu haben?

Betty. Wie meynen Sie? Nun wohl, Georgini, helfen wir ihm, daß er davon gehn kann —

Heinrich. Davon gehen. Das liebenswürdige Kind, ich muß ſie in meiner Freude umarmen!

Betty. (aufstehend) Sparen Sie die Mühe.

Georgini. (vor sich) Es ist gegen meine Ordre, aber was liegt daran — (laut) Aber wo soll er hinauskommen, die Thüre ist bewacht.

Heinrich. (mit Kenner deutend) Durch das Fenster, wenn ihr mir helfen wollt.

Georgini. (erstaunt) Nun, nein, ich fürchte, Sie möchten sich verwunden.

Heinrich. (verwundert) Ihr seyd zu gut, mein Freund!

Betty. Es ist nicht hoch und geht in eine kleine Straße, die nach der Themse hinführt.

Heinrich. (das Fenster öffnend) O, das will gar nichts heißen. Mit meiner Schärpe bin ich im Augenblick zur Erde.

Betty. Sie sehen, was ich für Sie thue. Aber hören Sie vorher noch eine kleine Warnung.

Heinrich. (hastig seine Schürze anbietend) h höre schon.

Betty. Wenn ich Sie rette, so geschieht bloß unter der Bedingung, daß Sie mir sprechen, Ihre Aufführung zu ändern.

Heinrich. Ja, ja, ich versprech' es. ür sich) Ich kann mich des Lachens nicht halten.

Betty. Werden Sie ein rechtschaffe r Mann, wenn es Ihnen möglich ist. tehlen Sie nicht mehr, weil es Sie un ücklich machen würde.

Heinrich. Ja, ja, das ist eine gute hre, ich will mich besser betragen! (er gt aus dem Fenster.)

Georgini. Ich glaube, man kommt. ch höre die Wache.

Dreizehnter Auftritt.

Georgini. Betty.

Georgini. (indem er ihm nachsieht. Ihr ab.) Nun bin ich außer Sorgen. Er ist glücklich zur Thür.

Heinrich. (von außen) Ich werde euern gedenken; lebt wohl, meine lieben Freunde!

Betty. Das mag seyn! Aber was wird mein Herrn sagen, womit sollen wir uns entschuldigen?

Georgini. Lassen Sie mich machen. Ich werde Sie schon herausziehn.

Betty. Ja, aber wenn Sie machen, daß ich lüge, so wird das Ihre Schuld seyn, das sag' ich Ihnen voraus.

Georgini. Man kommt. Machen Sie nur alles, wie ich, und besonders sprechen Sie mir alles nach.

Betty. Nun ja, ich will Ihnen alles nachsprechen.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Copp.

Georgini. (aus dem Fenſter) Diebe, Diebe! Haltet den Dieb! (leiſe zu Petit) Schreyen Sie doch auch mit!

Betty. (mit ſchwacher Stimme) Diebe! Haltet den Dieb!

Copp. Nun, was iſt denn los?

Georgini. Der Spitzbube ſpringt aus dem Fenſter.

Copp. Alle Teufel! Schaafskopf, haſt du ihn nicht halten können?

Georgini. Dieweil er haben Piſtolen gezog.

Betty. Ach mein Gott, ja, er hat Piſtolen herausgezogen.

Georgini. Er haben geſagt, er werden todtſchießen der Mademoiſelle.

Betty. Ja, er hat geſagt, er will Mademoiſelle todſchießen.

Copp. Wie einfältig bin ich geweſen, euch dieſen Menſchen anzuvertrauen! Aber ich laufe augenblicklich, die Gerichtsdiener hinter ihm drein zu ſchicken, man kann ihn vielleicht noch erwiſchen.

(geht ab)

Betty. (im Abgehen) Ja, lieber Oheim, man wird ihn erwiſchen!

Georgini. Ich glaub's nicht. Alles iſt nach meinen Wünſchen gegangen. Nun ſchnell ins Palais und auf meinen Poſten.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eduard allein.

(In ſeiner Pagenkleidung)

Der Prinz müßte ſchon hier ſeyn. Er kann nicht länger mehr ausbleiben. Man kann mir nichts vorwerfen; ich habe heute den Dienſt und ich bin auf meinem Poſten. — Aber ich bin doch unruhig um den Prinzen; er könnte ſich wohl in dieſer ungeheuern Stadt verirren. Doch — ich höre draußen gehen, das kann niemand als er

ſeyn. Geſchwind will ich mich in einen Lehnſtuhl werfen und mich ſtellen, als ſchliefe ich; er wird dann glauben, ich erwarte ſein Aufſtehen.

Zweiter Auftritt.

Eduard. Heinrich.

Heinrich. (in der größten Unordnung) Verdammte Stadt, wie weitläuftig ſie iſt!

Eduard (vor ſich) Beſonders für die, die zu Fuß gehn müſſen.

Heinrich. Ich dachte, ich ſollte niemals den Schluß finden. Und zum größten Unglück keinen Schilling in der Taſche, um einen Wagen zu nehmen.

Eduard. (vor ſich) Wie er ausſieht! Ich kann mich des Lachens nicht enthalten.

Heinrich. (vor ſich) An die Nacht will ich denken. War ich nicht genöthigt, wie ein Dieb davon zu laufen, und in den Straßen neuen Verlegenheiten entgegen zu

gehn? Umſonſt fragt' ich die Nachtwächter: wo geht der Weg nach des Königs Pallaſt? — Der Einfaltspinſel, war die Antwort, iſt ein Engländer, und weiß nicht, wo das Schloß liegt. Fort, fort, guter Freund, gehe eurer Wege!

Eduard. (für ſich) Sie machten es Sr. Hoheit, wie jedem andern.

Heinrich. Und wer mögen die beiden Leute geweſen ſeyn, die ſich in ihre Mäntel verhüllten, und die ich überall hinter mir drein fand!

Eduard. (für ſich) Ich glaube ſie zu errathen.

Heinrich. Sie haben mich ein wenig beſorgt gemacht. Lange glaubte ich, die Sprenmänner würden an der nächſten Ecke noch ganz höflich um meine Börſe bitten. Wie würd' ich gelacht haben! Sie wären ärger angeführt geweſen, als ich. Endlich bin ich denn doch zu Hauſe. Dank ſey es dem kleinen Gang und meiner verber-

genen Thüre; niemand als mein Vertrauter hat mich gesehen.

Eduard. (für sich) Und der verschwiegenste von allen Pagen.

Heinrich. Es ist schon sehr spät, ich will in mein Schlafzimmer gehn. Die Prinzessin könnte leicht schicken, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. (er geht nach seinem Zimmer) Hol der Teufel den Pagen; er erwartet mein Aufstehn; es ist Eduard. Je mehr ich ihn ansehe, desto größer find' ich die Aehnlichkeit zwischen ihm und dem jungen Italiäner.

Eduard. (für sich) Mein Gesicht macht ihn doch immer nachdenklich.

Heinrich. Der verwünschte Page versperrt mir die Thüre! Wie mach' ich's, daß ich hinein komme, ohne daß er mich sieht. Gütiger Gott, da kommt auch Lady Clara! — Ich bin verloren!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lady Clara.

Lady Clara. (geht auf Eduard zu) Was machen Sie denn, Eduard? Um dieſe Zeit zu ſchlafen!

Eduard. Verzeihen Sie, Milady, ich warte hier, bis der Prinz aufſteht.

Lady Clara. Sobald Sr. Hoheit zu ſehen ſind, ſollen Sie es der Prinzeſſin melden. Aber irr' ich mich — (ſie entdeckt den Prinzen)

Heinrich. (vor ſich) Sie hat mich geſehen! wie komm' ich da heraus?

Lady Clara. Was iſt denn vorgegangen? Ew. Hoheit in dieſem Anzuge? Dürft' ich fragen?

Heinrich. Es iſt, Mi'ady — (vor ſich) Ich will ſterben, wenn ich weiß, was ich ihr antworte.

Lady Clara. Mögen mir Ew. Ho-

heit vergeben, aber ich kann's nicht laſſen, ich muß lachen, Sie ſo gekleidet zu ſehn.

Heinrich. Wie, Sie finden dieſen Anzug nicht elegant? Ich kleide mich doch jeden Morgen ſo. Mein Geſchmack hat mich zur Gärtnerei geführt. Mit Tages Anbruch bin ich ſchon auf meiner Terraſſe, pflanze, reife aus — und Sie begreifen wohl, daß man bei der Arbeit —

L. Clara. Daran, gnädigſter Prinz, thun Sie ſehr recht. Wie glücklich iſt es für uns und für das Volk, das Sie dereinſt retten ſollen, daß Sie ſo reine und einfache Freuden lieben!

Heinrich. (zur ſich) Zum Henker, mit allen moraliſchen Betrachtungen, die kommen hier grade zu rechter Zeit! (laut) Aber Sie, Miladi, was verſchafft mir das Vergnügen, Sie ſo frühe bei mir zu ſehen?

L. Clara. Da die Prinzeſſin weiß, daß Sie die Nacht in Geſchäften zugebracht haben, die Ihren Ruhm vergrößern, ſo

wünſche ſie zu wiſſen, wie Sie ſich befinden.

Heinrich. Sie iſt viel zu gut.

L. Clara. Ich theile redlich ihre Beſorgniß. Wirklich, gnädigſter Herr, Sie ſchonen ſich nicht genug; Ihre Tage mögen Sie wohl dem Staat ſchuldig ſeyn, aber Sie ſollten ihm nicht auch noch die Nächte opfern.

Heinrich. Es iſt wahr, ich habe eine heilloſe Nacht gehabt. Sie haben mir nichts mehr zu ſagen?

L. Clara. Dürfte ich es wagen, Ew. Hoheit um eine Gnade zu bitten? Ein berühmter Schriftſteller, für den ich mich ſehr intereſſire, hat ſich gegen einen mächtigen Mann vergangen, der Sie ſehr nahe angeht. Man verfolgt ihn mit Lebhaftigkeit!

Heinrich. Der Thor! warum ſchrieb er nicht gegen mich, ſo würde man ihn in Ruhe laſſen.

L. Clara. (indem ſie ihm ein Papier hinreicht) Seine Begnadigung hängt von Ew. Hoheit ab. Geruhen Sie, ſie zu unterzeichnen.

Heinrich. (für ſich) Es würde mir ſchlecht anſtehen, wenn ich ſtreng ſeyn wollte. (laut) Geben Sie nur, ich kann Ihnen nichts abſchlagen. (er unterzeichnet; für ſich) Ich brauche ſelbſt Nachſicht. (laut) Jetzt, Milady, darf ich mich Ihnen empfehlen? (zu ſich) Ich habe mich noch geſchickt genug herausgezogen. Sie hat nichts gemerkt.

(geht ab)

Vierter Auftritt.

Lady Clara. Eduard.

L. Clara. Er glaubt, mich getäuſcht zu haben! (laut) Eduard! ein Mann aus der Bürgerklaſſe, und ein junges Mädchen wünſchen den Prinzen zu ſprechen. Sie werden ihnen erlauben, hier in diesem Zim-

mer auf ihn zu warten. Ich übernehme es demnächſt, ſie vorzuſtellen.

(geht ab)

Fünfter Auftritt.

Eduard allein.

Sollte das nicht Copp ſeyn? Ich weiß, daß er dieſen Morgen hierher kommen wollte, um die Uhr zu bringen; aber wozu ſeine Nichte? O, daran erkenn' ich ihn, er wird ihr das Schloß zeigen wollen. Und Lady Clara, wenn ich mich nicht ſehr irre, iſt ſie mit in dem Verſtändniß. Aber der Ring des Prinzen, wie ſoll ich den zurückgeben? Ich muß durchaus mit dem Grafen Rocheſter ſprechen. Vor allem aber will ich mich ſeines Raths erinnern, jedes Geheimniß zu kennen und ſtrenge zu ſchweigen. Aber was wird Copp gedacht haben, wenn er mich faſt eben ſo geſchwind hat verſchwinden ſehn, als den vermeintlichen

Dieb? Betty wird die Wahrheit nicht haben verschweigen können, und so hat er ohne Zweifel erfahren, daß ich den Ring habe. Aber wenn sie mich gar in Verdacht nähmen! O, nein! ich kenne meine Betty zu gut. Welch ein liebenswürdiges Mädchen! Jetzt bin ich fast gewiß, daß ich mich verheirathen werde.

Sechster Auftritt.

Eduard. Copp. Betty.

Betty. Ach, lieber Oheim, wie schön sind diese Zimmer!

Copp. Freilich, ja, weit schöner, als die unsrigen.

Eduard. (für sich) Ich hatte wohl recht gerathen!

Copp. Sieh, da ist ein Herr Page, der kann uns vielleicht sagen —

Eduard. (für sich) Ich muß mich be-

bemühen, ernſthaft zu bleiben. (laut) Ihr ſeyd hergekommen, Se. Hoheit zu ſprechen?

Betty. Ja, mein Herr! Wir kommen — (für ſich) Ach, lieber Oheim, welche Züge! Das Herz ſchlägt mir unwillkührlich!

Copp. (bei ſich) A, was haſt du denn?

Eduard. Was fehlt Ihnen, Mademoiſelle? Sie beunruhigen mich!

Betty. O, es hat gar nichts zu bedeuten, mein Herr! (leiſe) Aber, lieber Oheim, ſehen Sie doch, wie er ihm gleich ſieht!

Copp. (ihn anſehend) Das muß wahr ſeyn; aber, daß er es nicht ſeyn kann —

Betty. Inzwiſchen gefällt mir Georgini doch beſſer!

Copp. Rede mir nicht von deinem Georgini! Haſt du mir nicht geſagt, daß er einen Ring von unſerm Spitzbuben an-

genommen hat? Und dann gleich nachher zu verschwinden!

Eduard. Aber auf wen seyd ihr denn so böse?

Copp. Ich rede von einem kleinen Windsack von Italiener —

Betty. (lacht) Der Ihnen sehr ähnlich sieht.

Eduard. (lächelnd) Schönen Dank, Mademoiselle!

Betty. (beschämt) Das wollte ich nicht sagen, mein Herr! ich meine nur von Gesicht.

Copp. Er mag mir nur wieder ins Haus kommen, mit seiner sanften Miene und mit seinen Arien. Ich will ihn singen lehren, ich.

Eduard. Nun, was hat er denn gethan?

Copp Ein kleiner Spaßvogel, der mit einem gestohlnen Diamant davon geht. Jetzt

wird man ihn, Gott weiß wann, wiederſehn!

Betty. Sie thun mir ſehr wehe, lieber Oheim! — Wie können Sie den guten Georgini in ſolchen Verdacht nehmen? Den ſanfteſten, liebenswürdigſten, rechtſchaffenſten Menſchen von der Welt. — Ich muß vor Verdruß weinen!

Eduard. (für ſich) Ach, meine theure Betty!

Copp. Auf den Punkt der Redlichkeit verſteh ich keinen Spaß. Nicht über Nacht hätte ich dieſe Koſtbarkeiten im Hauſe behalten. Was die Ehre und den Muth betrifft, dafür iſt Kapitain Copp bekannt. Alle tauſend Schüſſelbunnen!

Eduard. Flucht doch nicht ſo arg in dem Königlichen Schloſſe!

Copp. Sie haben Recht, ich will nicht mehr fluchen. Aber ſagen Sie mir, wird der Prinz bald kommen? Ich habe eben keine Zeit zu verlieren, ich.

Eduard. Ich glaube, ich höre ihn ſchon. Geht in dieſes Zimmer! Da Lady Clara euch ſelbſt vorſtellen will —

Copp. Ach ja, die Dame, die uns ſo gleich hier herein geführt hat. Sie ſieht aus, wie eine feine Hexe. Aber, wenigſtens laſſen Sie mich nicht ſo lange warten — — Ich **komme nicht um meinetwillen**; wenn der Prinz ſich nicht beſtehlen ließe, ſo hätte ich nicht nöthig, ihm ſeine Diamanten wieder zu bringen.

Betty. Kommen Sie doch, lieber Oheim, man wird uns ſchon rufen!

Copp. Gut; aber wo man mich wieder nach Hofe bringt, ſo ſoll mich der Teufel — doch, man ſoll ja in des Königs Pallaſt nicht fluchen.

Siebenter Auftritt.

Eduard allein.

Der Beſuch wird dem Prinzen nicht viel Freude machen. Lieber würde er noch tauſendmal ſeine Uhr verlieren. — Aber ſtille — Ich muß nicht vergeſſen, daß ich von nichts wiſſen darf. —

Achter Auftritt.

Heinrich. Eduard.

Heinrich. (in Hofkleidern) Eduard, hat Rocheſter ſich noch nicht ſehen laſſen?

Eduard. Nein, Ew. Hoheit, noch nicht.

Heinrich. (für ſich) Wie ich mit ihm umgehn will! Er muß doch irgend einen geheimen Grund gehabt haben; bald werde ich alles erfahren. Diesmal ſoll dein Verſtand keine Entſchuldigung für dich finden.

Verräther, du ſollſt mir den grauſamen Streich bezahlen, den du mir geſpielt haſt.

Eduard. Ew. Hoheit haben nach dem Grafen Rocheſter gefragt; eben kommt er mit Lady Clara.

Heinrich. Milady iſt hier übrig; vor ihr kann ich mich nicht auslaſſen. Aber ſchon gut, er ſoll mir doch nicht entwiſchen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Rocheſter. Milady Clara. Copp. (von außen)

Rocheſter. Dürft' ich Ew. Hoheit fragen, ob Sie die Nacht wohl zugebracht haben?

Heinrich. Recht ſehr wohl, mein lieber Graf! (leiſe) Biſt du da, Verräther?

Lady Clara. (lächelnd) Ich glaubte, Mylord Rocheſter habe Ew. Hoheit bei Ihren wichtigen Geſchäften unterſtützt.

Rocheſter. Allein, Miladv, ein Zufall hat mich genöthigt, Sr. Hoheit zu verlaſſen.

Heinrich. (mit verhaltenem Zorn) Ja, der Herr Graf haben mir die Laſt der Arbeit ganz allein auf dem Halſe gelaſſen.

Rocheſter. Ich zweifle nicht, daß Sr. Hoheit ſich vollkommen gut herausgezogen haben werden.

Heinrich. (vor ſich) Der Treuloſe mag noch ſcherzen! (laut) Graf, Sie werden ſich um zwei Uhr bei mir einfinden; ich habe mit Ihnen zu reden.

Rocheſter. Geruhen Ew. Hoheit mich davon zu überheben. Ich verlaſſe London in wenigen Augenblicken.

Heinrich. Wo wollen Sie hingehn?

Rocheſter. Auf meine Güter! Ich ſagte es Ihnen geſtern, ich bin ein heilloſer Sünder, es iſt Zeit, daß ich mich vom Hofe entferne und ein Einſiedler werde.

Heinrich. (mit Laune) Ich billige die-

ſes Vorhaben, aber ich behalte mir vor, Ihre Einſiedelei auszuwählen.

Rocheſter. (leiſe zur Lady) Der Prinz iſt wüthend auf mich.

Copp. (ſchreit von außen) Nun, will man mich denn den ganzen Tag warten laſſen?

Heinrich. (erſtaunt) Was iſt das für ein Geräuſch? Wer iſt denn hier?

Lady Clara. Ha, ich weiß es! Es ſind zwei Leute, denen ich im Saale begegnet habe; ſie wünſchen den Prinzen zu ſprechen. Da ich weiß, wie ſehr zugänglich er für das Volk iſt, ſo habe ich geglaubt, ihnen verſprechen zu müſſen, daß ich ſie vorſtellen wolle.

Heinrich. Aber, Milady, in dieſem Augenblick iſt es mir unmöglich.

Lady Clara. Das thut mir ſehr leid, beſonders für das junge Mädchen.

Heinrich. (lebhaft) Ein junges Mädchen iſt dabei?

Lady Clara. Schön wie ein Engel.

Heinrich. Weil Sie es denn durchaus haben wollen: (zu Eduard) Laſſen Sie ſie hereinkommen!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Betty. Copp.

Eduard. (zu Copp) Kommt herein, der Prinz will Euch anhören.

Copp. Sieh da, jetzt hab' ich keine Courage mehr.

Betty. Aber, lieber Oheim, was haben Sie zu fürchten?

Copp. Ich wag' es nicht, ſie anzuſehen.

Heinrich. Was erblick' ich! Das iſt Copp mit ſeiner Nichte. Da bin ich gut daran.

Copp. (zu Betty) Bei alle dem muß ich doch meine Rede anfangen; ich hatte all' das in meinem Kopfe ſo gut fertig ge-

bracht, und ſiehe da, jetzo weiß ich nicht mehr, was ich ſagen ſoll.

Heinrich. (für ſich) Ich werde hier eine ſchöne Rolle ſpielen. (zu Rocheſter) Wir werden uns anderswo weiter ſprechen, unterdeſſen beobachten Sie über alles, was Sie hier ſehen, das tiefſte Stillſchweigen.

Betty. (zu Copp) Nun, lieber Oheim, faſſen Sie Muth!

Copp. (zu Betty) Du haſt Recht, Betty!

Lady Clara. Nun, braver Mann, was habt Ihr zu ſagen?

Heinrich. (für ſich) Ich hoffe, er ſoll mich nicht erkennen.

Rocheſter. (leiſe zur Lady) Geſtehen Sie, daß meine Nichte ſchön iſt.

Copp. (nachdem er Muth gefaßt hat) Nun ja, ich ſagte Ihnen doch — (zu Betty) He, was ſagte ich doch?

Betty. Erzählen Sie nur ganz einfach, was vorgegangen iſt.

Copp. Du haſt Recht, liebe Kleine!

L. Clara. Wie nennt Ihr Euch, guter Freund?

Heinrich. (für ſich) Das weiß ich ſo gut, als er.

Copp. Ich nenne mich Kapitain Copp, Ihnen aufzuwarten, und dieſe da iſt Betty, meine Nichte, die, ohne Ruhm zu melden, ſo viel werth iſt, als jede andere. Sicherlich, wenn eine Gerechtigkeit in der Welt wäre, ſo würde ſie ſo gut hierher kommen, als eine gewiſſe andere vornehme Dame; weil — Sie verſtehen mich ſchon —

Betty. Aber, lieber Oheim, davon iſt nicht die Rede; kommen Sie doch zur Sache! —

Copp. Ja, recht, zur Sache muß ich kommen. Alſo, fürs erſte ſollen Sie wiſſen, Mylord — wenn ich ſage Mylord, ſo will das heißen Ew. Hoheit —

Heinrich. (für ſich) Er wird niemals heraus kommen.

Copp. Genug, Sie sollen also wissen, erstlich, daß ich die Schenke zum Großadmiral halte, wo ich, ohne mich rühmen zu wollen, nur bloß gute Gesellschaft aufnehme, außer wenn zuweilen einige Spitzbuben bei mir einkehren. Gestern Abends kamen ihrer zwei; die Gaudiebe, wo ich sie jemals erwische! Nachdem sie in meinem Hause viel Geld verzehrt hatten, verlangten sie mit mir anzustoßen, und weil ich ein guter Mann bin, ließ ich mir es gefallen. Gleichwohl hätt' ich ihnen eigentlich am Gesicht ansehen sollen, daß sie mir einen Streich spielen wollten; der eine besonders sah recht wie ein Schelm aus — ich meine, ich säh' ihn noch vor mir; er war ein Mann von 30 Jahren; (indem er Niemanden beobachtet) ohngefähr von Ihrer Größe und sein Gesicht — (er hält plötzlich mit dem heftigsten Erstaunen inne) Ach, mein Gott, Betty, sieh doch! Der Teufel soll mich holen, wo der Herr da nicht mein Spitzbube ist!

Betty. (erſchrocken) Lieber Oheim, was ſagt Ihr da? Schweigt doch!

Heinrich. Rocheſters Geſicht macht ihn verwirrt.

Rocheſter. Nun wohl, Kapitain Copy, Ihr ſagt alſo —

Copy. Ha, bei meiner Treue, ich ſage nichts mehr; denn je mehr ich ihn anſehe — (zu Betty) Das iſt mein Dieb.

Betty. (zu Copy) Um Gotteswillen! ich will für Sie reden. (ſie ſtellt ſich an ſeinen Platz) Mein Oheim hat es für ſeine Pflicht gehalten, Ew. Hoheit anzuzeigen, daß zwei Unbekannte bei ihm eingekehrt ſind, die, nachdem ſie viel Geld bei ihm verzehrt hatten und nicht bezahlen konnten, davon gegangen ſind und einen Edelſtein vom höchſten Werth zurückgelaſſen haben, der, wie es ſich gezeigt hat, der Krone gehört —

Copy. (Betty liebkoſend) Hm! wie das ſpricht! Ha, wie biſt du charmant, liebe Klein!

Betty. Mein Oheim iſt ein zu rechtſchaffener Mann, um nicht ungeſäumt Ew. Hoheit die Uhr wieder zu bringen, die Ihnen gehört.

Copp. (indem er die Uhr herausſucht) Ach mein Gott, ja, da iſt ſie! Die Spitzbuben ſind mir mit neunzig Guineen davon gegangen; wenn ich dies ſage, ſo thue ich's nicht, weil — weil — dem Himmel ſey Dank, ich kann ſie wohl noch verlieren, zum wenigſten. Aber bei alle dem — hier iſt die Uhr.

Heinrich. Laßt doch ſehen, ob ſie mir gehört.

Copp. (tritt hinein, um ihm die Uhr zu geben) Ihr Juwelier, der ſich darauf verſteht, verſichert, daß ſie Ew. Hoheit gehöre. Ich gebe ſie wieder zurück, hier iſt ſie. (Im Umkehren, da er die Uhr zurückſteckt, bemerkt er den Prinzen, verneigt ſich, und kehrt in der tiefſten Verbeugung wieder auf ſeinen Platz zurück) Nun, was iſt

iſt es denn, das, bin ich denn blind? — Ha, das iſt er, er iſts!

Betty. Was fehlt Ihnen? woher dieſe Verwirrung?

Copp. (zu Betty.) Sage mir noch einmal, daß ich nicht klug bin. Ich laſſe mich lebendig verbrennen, oder Sr. Hoheit iſt der andere!

Heinrich. (nachdem er die Uhr betrachtet hat) Es iſt wahr, die Uhr gehört mir.

L. Clara. Wie??

Heinrich. Ich muß ſie verloren haben, oder man hat ſie mir geſtohlen.

Betty. (die ſie genau betrachtet hat) In Wahrheit, ſie erinnern mich an Züge — Aber es iſt unmöglich —

Copp. Da haben wir etwas ſchönes gemacht! Jetzt eben erinnere ich mich, daß ſie geſagt haben, der Prinz verkleide ſich zuweilen, um auf Abentheuer auszugehn.

Betty. Ach, mein Gott, was wird aus uns werden!

Heinrich. (für ſich) Ich kann mich nicht enthalten, über ihre Verwirrung zu lachen.

Copp. (zu Beiden) Laß mich machen, ich will alles wieder gut machen. (laut) Der Prinz wird mir verzeihen, wenn ich ihm ſage, daß meine kleine Nichte nicht recht klug iſt. Denn die beiden Unbekannten, die ſie Spitzbuben nennt, ſind vielleicht ſehr ehrliche Leute; zum Beweiſe dient, daß ſie Geſichter hatten — nun, ſehr angenehme Geſichter. Und denn, bei Licht, Sie verſtehn mich wohl, kann man ſich leicht irren — Ueberdies, wenn ich gewußt hätte, — Ew. Hoheit kennen mich wohl gut genug dafür, daß ich — weil ich — (ſich nach Beiden umkehrend) Nicht wahr, habe ich mich nicht gut herausgezogen?

L. Clara. Ich bin eurer Meinung, höchſtens waren es ein paar Unbeſonnene!

Heinrich. Es ſind Leute, die nichts taugen, gnädige Frau! der eine iſt ſchon

beſtraft und der andere wird es bald werden. Capitain Copp, ich bin von allem unterrichtet, was bei euch vorgegangen iſt. War nicht die Rede von einem gewiſſen Rocheſter?

Copp. (für ſich) Huhu! (laut) Ich habe nicht allzuviel Gutes von ihm geſagt.

Rocheſter. Kennt ihr ihn wohl genug, um von ihm zu reden?

Copp. O, wenn ich ſage, daß ich ihn kenne, ſo will das ſo viel heißen, als man kennt ihn; alle Welt ſagt ihm Böſes nach, das iſt richtig, aber vielleicht giebt es Leute, die ſich irren.

Heinrich. Nein nein, man irrt ſich nicht! Habt ihr nicht auch geſagt, daß das liebenswürdige Kind hier ſeine Nichte ſey?

Copp. Ach, was das betrifft, das will ich nicht ableugnen. Ich habe die Beweiſe in Händen, und kann ſie vorlegen, ſobald

man will. (zu Lotte) Verzeige dich doch, Kleine, es iſt von dir die Rede.

Heinrich. Nun wohl! der Graf Rochester wird ihre Verſorgung übernehmen, und ſie ſtandesmäßig verheirathen.

Rochester. Ich kann Ew. Hoheit verſichern, daß Sie hierin ſeinen Wünſchen zuvorkommen.

Copp. Nichts da, nichts da! ſo geb' ich meine Betty nicht her! Laſſen Sie das gut ſeyn.

Rochester. Aber zum wenigſten werdet ihr doch auf eine Verſorgung für Sie denken, die ihres Namens würdig iſt?

Copp. Mylord, das iſt meine Sache.

Heinrich. Ueberdies iſt mir bekannt, daß ein gewiſſer Italieniſcher Singmeiſter das Herz der jungen Betty gefeſſelt hat. Aber dieſer Heirath muß ich mich widerſetzen; der junge Menſch hat einen Ring erhalten, ohne daß er ſo viel Delikateſſe

als Kapitain Copp gehabt und ihn zurück gebracht hätte.

Copp. (zu Betty) Sagt' ich Dir nicht, daß er ein Taugenichts sey.

Betty. Ich für mich, bin gewiß, daß er den Ring wiederbringen wird.

Eduard. (hervortretend) Ich wartete nur auf den Augenblick, wo ich ihn Ew. Hoheit zurückgeben könnte.

Heinrich. Wie — also war es Eduard? Jetzt wundere ich mich nicht mehr über die Aehnlichkeit.

Copp. Was, das ist das kleine Wälschmaul? (lacht aus vollem Halse) Ho, ho, ho, hier ist eine Hexerei bei dem allen!

Betty. Ach mein Gott, das ist — ach!

Heinrich. Milady! Vergebens würde ich mich bemühen, Ihnen länger etwas zu verbergen. Sie sehen hier die Helden des Abentheuers.

L. Clara. O! ich kannte sie längst, ich war mit von der Verschwörung.

Heinrich. Wie!

L. Clara. Eben ſo, wie die Prinzeſſin, Ihre Gemahlin. Wenn der Graf ſtrafbar iſt, ſo müſſen wir billig allein für ihn büßen.

Rocheſter. Ja, ich habe mich aufgeopfert.

Heinrich. (ironiſch) Deſto ſchlimmer für Sie. Sie haben zu viel gewagt, mich zwei ſo peinliche Stunden zubringen zu laſſen.

Rocheſter. Ich will mein Unrecht nicht läugnen —

Heinrich. Mich des Nachts in den Straßen von London der Gefahr auszuſetzen!

Rocheſter. Und die beiden Männer in Mänteln.

Heinrich. Nun, wer ſind ſie geweſen?

Rocheſter. Ich und Ihr Kammerdiener.

Heinrich. Gleichviel! Sie werden nie meine Verzeihung erhalten.

Rochester. (indem er ihm ein Papier vorhält) Hier ist sie schon; von Ihrer Hand unterzeichnet.

Heinrich. Ha, ich errathe; das ist Ihr Werk, Milady, als Sie vorhin — (lächelnd zu Rochester) Ha, Rochester!

Rochester. Wenn mich etwas darüber trösten könnte, die Gnade meines Prinzen zu verlieren, so wäre es die Hoffnung, die Lady zu besitzen und die Freude, eine allerliebste Nichte wiedergefunden zu haben.

Copp. Wie! eine Nichte! Sie wären es also —

Betty. Wie, mein Herr, Sie wären —

Rochester. Der Taugenichts von Rochester. Kommen Sie, mein schönes Kind, ich will —

Copp. (der Betty zurückhält) Sachte, sachte, ich küsse Ew. Herrlichkeit die Hände, aber ich bin ebenfalls ihr Oheim, ich habe sie erzogen und ich will sie behalten.

Heinrich. Er hat Recht, er allein kann über sie bestimmen; aber ich hoffe, er wird sie meinem Pagen nicht versagen, dem ich hiermit eine Offizierstelle in meinem Regimente gebe.

Edward. So viel Gnade, Ew. Hoheit—

Copp. Ja, das ist freilich ein anderes. Ew. Hoheit darf ich nichts abschlagen.

Heinrich. Kapitain, ich habe nicht vergessen, daß ich Euer Schuldner bin. Nehmt diese Uhr an; sie ist eine Belohnung, die ich Eurer freimüthigen Rechtschaffenheit schuldig bin. Den Ring da verwahre ich für die liebenswürdige Betty. Dir, Rochester, will ich vergeben; aber ich fordere Euch alle auf, über alles, was vorgegangen ist, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Diese Unbesonnenheit ist mir zu peinlich geworden und hat mich zu heftig beunruhigt, als daß sie nicht meine letzte seyn sollte.

Schlossbibl. Seifersdorf

1 Bl. [illegible]

Erich
Heinrich V
[illegible]
1387 – 1425

23 8° 5091